

Liebe Leser,

das letzte Quartal hat eine Reihe von Veränderungen für das Kulturwerk erbracht, über die Sie sich bitte in unserer Rubrik „Von der Stiftung Kulturwerk Schlesien“ informieren. Dort wird auch von unseren anderen Aktivitäten berichtet, etwa dem „Heimatgeschichtlichen Wochenende für schlesische Ortschronisten und Familienforscher“, das sich großer Beliebtheit erfreut. Und gleich als nächstes steht unsere Jahrestagung über die „Breslauer Akademie der Künste und ihr Umfeld im Schlesien der Weimarer Republik“ in Schmochtitz bei Bautzen vom 2. bis 4. Juli an.

Wie es der Zufall und der Eingang der Manuskripte will, enthält diese Ausgabe des „Kulturspiegels“ verschiedene längere Beiträge, die jedoch hoffentlich trotzdem Ihr Interesse finden. Jedenfalls ist es auch an dieser Stelle angebracht, den Autoren für ihre Mitarbeit an dieser Zeitschrift herzlich zu danken.

Wir wünschen Ihnen schon jetzt einen schönen und erholsamen Sommer und verbleiben mit freundlichen Grüßen bis zur September-Ausgabe

**Ihre Anja Weismantel
Ihr Ulrich Schmilewski**

Gedicht „Der Osten“ zu Wort, dem der eingangs zitierte Vers entnommen ist, und Heinz Piontek in dem mit „Lauingen an der Donau“ – einer seiner ersten Stationen nach dem Krieg – überschriebenen Gedicht mit dem beziehungsreichen Schluß *Morgen vielleicht schon werde ich wie das Wasser sein*, sowie der an seine Sommerfrische in Riederling am Ammersee, gegenüber dem „Heiligen Berg“ Andechs, erinnernden „Fischerhütte“ (beide aus der Gedichtsammlung „Indianersommer“). Außerdem konnte ich mitteilen, aus der nachgelassenen Handbibliothek Pionteks von seiner Schwester, Frau Ilse Huth, eine Auswahl von etwa 150 Werken der deutschen, europäischen und Welt-Literatur (samt einigen seiner eigenen Werke) für die im Lubowitzer Eichendorff-Zentrum aufzubauende Bibliothek erhalten zu haben und bei nächster Gelegenheit zu überbringen. Ein paar vorweg ausgehängte Bücher sollten das Interesse an dem Lesestoff wecken: Pionteks autobiographische Romane „Zeit meines Lebens“ und „Stunde der Überlebenden“ sowie sein romanhafter Reisebericht „Goethe unterwegs in Schlesien“, ferner Horst Langes Romane „Schwarze Weide“ und „Ulanenpatrouille“.

Den Höhepunkt der Feier bildete die Übergabe von elf Tischvittrinen für die Ausstellungsräumlichkeiten des Eichendorff-Zentrums durch Dipl.-Ing. Leo Motzko vom Vorstand des polnischen „Ablegers“ der Firma PERI, dem weltweit größten Hersteller von Schalungen und Gerüsten aus dem bayerischen Weißenhorn. Das wertvolle „Geburtstagsgeschenk“ ist der Vermittlung des aus Luboschütz bei Oppeln stammenden oberschlesischen Landmanns und guten Bekannten, seinem Einfluß in der Firma und dem Verständnis der Warschauer Direktion zu verdanken. Die abschließbaren Vittrinen stellen das unverzichtbare sichere „Gehäuse“ für die Kalot'schen Dichter-Reliefs sowie anderes wertvolles Ausstellungsgut dar. Die Spendenaktion zeigt zugleich den Weg an, den man angesichts stark rückläufiger öffentlicher Mittel für die ostdeutsche Kulturarbeit „drüben“ einschlagen müssen, um die aufgebauten Einrichtungen mit Leben zu erfüllen bzw. am Leben zu erhalten: sich verstärkt selbst um Gelder aus der Wirtschaft und von privater Hand zu bemühen.

Eigentlich sollte das Referat des Lubowitzer Ortspfarrers Dr. Heinrich Rzega im Mittelpunkt der Feier stehen und Einblick in seine letztes Jahr abgeschlossene Promotionsarbeit über die religiös-moralischen Werte im Schaffen Joseph von Eichendorffs geben. Er sprach darüber – allerdings zur allgemeinen Überraschung ganz auf Polnisch; insofern werden wir die Übersetzung der Arbeit abwarten müssen, um Näheres darüber zu erfahren. Seine Predigt in dem vorangegangenen Gedenkgottesdienst war dagegen, wie gewohnt, zweisprachig; ebenso der prächtige Gesang des Ratiborer Eichendorff-Chors, der auch bei der weltlichen Feier auftrat. Erstmals stellte sich hierbei der noch nicht lange bestehende Eichendorff-Kinderchor ein und bestreckte alle mit seinen frisch und unbekümmert dargebotenen Einlagen. Und anstelle der für gewöhnlich mächtig aufspielenden Blaskapelle war diesmal ein Streichquartett, das Ratiborer ARCO-Quartett, mit einem ansprechenden Programm klassischer Musik und dezenter Salonmusik zu hören, so daß sich's bei Kaffee und Kuchen nebenbei auch gemütlich plauschen ließ.

Im Nachklang zur letztjährigen Präsentation der zweisprachigen (deutsch-polnischen) „Taugenichts“-Ausgabe gab es in einer kleinen Aus-



Luise Neupert

„... denn es war gerade die Zeit, wo ich den Blumenstrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich sprang auch heute schnell über die Mauer und ging eben auf das steinerne Tischchen los, als ich in einiger Entfernung Pferde-ritte vernahm. Entspringen konnt' ich nicht mehr, denn schon kam meine schöne gnädige Frau selber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langsam und wie es schien in tiefen Gedanken die Alle herabgeritten.“

Scherenschnitt von Luise Neupert aus Joseph von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts*. Novelle. Z życia nicponia. Nowela. Bergstadtverlag W. G. Korn, Würzburg 2003.

stellung vergrößerte Abzüge der 14 Scherenschnitt-Illustrationen zu diesem Werk von Luise Neupert zu sehen. Gerahmt und hinter Glas werden sie im Kultur- und Begegnungszentrum verbleiben und dem Haus als Wanderschmuck dienen – wie die Bilder, die der Graphiker und Architekt Marius Schlesiona seinerzeit für das zweisprachige „Lebensbild“ Eichendorffs gezeichnet hat.

Norbert Willisch

John Forbes Kerry - die Vorfahren des US-Präsidentschaftskandidaten und ihr Beitrag zur schlesischen Kultur

Inzwischen ist bekannt, daß die Vorfahren des demokratischen US-Präsidentschaftskandidaten John Forbes Kerry aus einer zum Katholizismus konvertierten jüdisch-schlesischen Familie stammen: Großvater Fritz Kohn wurde im österreichisch-schlesischen Benisch geboren, die Urgroßmutter Mathilde Fränkel auf dem Ring 21 im oberschlesischen Beethoven-Städtchen Oberglogau.

Wer in Oberglogau am Ring ein barockes Haus sein Eigen nennen durfte, der gehörte eigentlich zu den „Besseren“ im Städtchen an der Hotzenplotz. Die Fränkels waren angesehene Handelsleute, später Industrielle und schließlich auch Kulturmäzene. Samuel Fränkel gründete in der Kreisstadt Neustadt, direkt an der Prudnik, die Textil-„Fränkel-Werke“, die heute noch als staatliche „Frotex“-Werke nicht nur der Brötchengeber der Stadt sind. Samuel Fränkel war ein großer Kulturmäzen der Stadt, befreundet mit Ger-

hart Hauptmann. Dichterlesungen und Kammerkonzerte, letzte mit weltberühmten Pianisten wie Raul Koczalski, Wilhelm Backhaus, Walter Gieseking organisierte er an der Prudnik.

In die Oberglogauer Familie heiratete Selma Fränkel (1855 Breslau-1925 Oberglogau) ein. Die Konzertpianistin, die in Breslau und Wien studiert hatte und 1885 nach Oberglogau kam, betätigte sich an der Hotzenplotz als Klavierpädagogin und pflegte Kammerkonzerte und gab Wohltätigkeitskonzerte. Ihr bedeutendster Schüler war der Komponist Prof. Gerhard Strecke. Als dieser seine Aufnahmeprüfung am Kgl. Akademischen Institut für Kirchengeschichte in Berlin bestanden hatte, meinte der prüfende Klavierprofessor: „Sie müssen einen sehr guten Klavierunterricht gehabt haben“ (vgl. Walter Kwasnik: Oberglogau als Musikstadt, in: Musik des Ostens, 1969). Der Filius von Selma Fränkel war Medizinprofessor und Mitbegründer der ersten Oberglogauer Akademieverbinding „Brasikaria“, die in der Stadt großen kulturellen Einfluß besaß. *Joachim G. Görlich*

„Dem Verteidiger Europas“. Ein Denkmal für Herzog Heinrich den Frommen von Schlesien in Liegnitz

Gegen Mitte des 13. Jahrhunderts bedrohte wieder einmal ein gewaltiges asiatisches Erobererheer Europa, dessen Herrscher die Gefahr weit unterschätzten. Auf der "Hohen Straße", der uralten europäischen Ost-West-Achse, stürmte es über Krakau heran; an dieser Straße, eine Meile östlich von Liegnitz, der alten Piastenresidenz an der Katzbach, stellte sich ihnen ein zahlenmäßig hoffnungslos unterlegenes deutsch-polnisches Ritterheer entgegen, dazu Kontingente der Johanniter und des Deutschen Ordens sowie eilig zusammengestellte Hilfstruppen. Es war fast wie eine Miniatur-NATO, die sich damals, weit jenseits der damaligen Ostgrenzen des Reiches, den Mongolen unter ihren Heerführern Baidar und Ordu entgegenwarf. Den Oberbefehl hatte Herzog Heinrich II. von Schlesien, Sohn Heinrichs des Bärtigen von Schlesien und Polen und der Herzogin Hedwig aus dem Hause Andechs-Meranien. Erst vier Jahre zuvor war er seinem Vater auf den Thron gefolgt.

Am Morgen des 9. April 1241 stießen die beiden so ungleichen Heere aufeinander. Die Chroniken berichten von anfänglichen Erfolgen der Schlesier, von einer Scheinflucht der leicht bewaffneten Mongolen auf ihren kleinen, flinken Steppenpferden, von einer plötzlichen Umzingelung und von einem feuerspeienden Drachen, der, wohl erstmalig in der Kriegsgeschichte, mittels Nervengasen die Ritter kampfunfähig machte und damit ihre Niederlage einleitete. Keiner der christlichen Kämpfer überlebte, auch der Herzog fiel im Kampf. Sein Leichnam wurde, so die Überlieferung, seiner Rüstung beraubt und enthauptet. Die Mongolen stießen, nach vergeblichem Versuch, die Liegnitzer Burg zu stürmen, nicht mehr weiter nach Westen vor, sondern zogen nach Süden ab, um sich in Ungarn mit dem Hauptheer zu vereinigen. Nicht aber ohne vorher das Herzogshaupt im Koischwitzer See bei Liegnitz versenkt zu haben. Wenige Tage danach sei, so heißt es, die Herzogin-Mutter Hedwig, zusammen mit Heinrichs Witwe Anna von Böhmen, auf dem Schlachtfeld erschienen und habe unter Tausenden von Leichen ihren Sohn an den sechs Zehen seines rechten Fußes erkannt.

In Breslau, in der späteren Vinzenzkirche, ließ sie ihn beisetzen. An der Stelle aber, an der Heinrich gefallen war, stiftete Hedwig ein Kloster, ließ es durch Benediktiner aus dem böhmischen Opatowitz besetzen und nannte es Wahlstatt. So die ehrwürdige Überlieferung. Bald schon bemächtigte sich die Legende all dieser Ereignisse. Man verglich Heinrich mit Leonidas, er wurde zum Helden, zum Märtyrer, der sich opferte, um Europa zu retten. Wahlstatt wurde zum Thermopylenpaß, an dem der Ansturm Asiens zerschellte. In Epen, Hymnen, Dramen und Romanen wurde die Schlacht ebenso dargestellt wie in der bildenden Kunst. Sechs Familien des schlesischen Adels, die Rothkirch, Seydlitz, Prittowitz, Strachwitz, Nostitz und Zedlitz, führen ihre Waffenbrüderschaft auf diesen Tag zurück und betrachten sich bis heute als "Vettern von Wahlstatt". Im Gedächtnis des schlesischen Volkes blieb die Erinnerung an den blutigen 9. April über die Jahrhunderte lebendig, auch wenn sie bald zum Volksfest mutierte. Der "Ohrensonntag", auch "Kriegssonntag" genannt, führte Jahr für Jahr eine Woche nach Ostern Tausende von Menschen aus ganz Schlesien im Dorfe Wahlstatt zusammen. Sicher war dabei vielen gar nicht mehr bewußt, welch historischer Anlaß den ganzen Rummel begründete, nur der seltsame Name "Ohrenfest" mochte manchen nachdenklich machen. Angeblich, so die Legende, hatten damals die Sieger allen gefallenen Christen die Ohren abgeschnitten und damit neun Säcke gefüllt, als Siegeszeichen für den Großkhan

im fernen Qara Qorum. Doch auch solch gruselige Mär konnte keinem die Festesfreude vergällen. Hoch über den Buden und Karussells aber segnete St. Hedwig ihr Land. Die überlebensgroße Statue der schon 1263 heilig gesprochenen Herzogin hatte Abt Othmar Zinke 1730 in eine Nische zwischen den beiden Türmen der herrlichen Kirche setzen lassen, die der baufreudige Benediktiner aus dem böhmischen Braunau auf dem Gelände des alten Priorates mitsamt einem Kloster errichten ließ, und deren gelbe Fassade von der Höhe weit hinaus ins schlesische Land leuchtete.

Im Schatten seiner Mutter, die schon bald als Landespatronin hoch verehrt und geliebt wurde, fristete Heinrich, dem man den Beinamen "der Fromme" gegeben hatte, ein Schattendasein. Erst 1941, als die 700-Jahrfeier der Schlacht mit kriegsbedingt gedämpften Trommelschlag begangen wurde, war Heinrich wieder in aller Munde. Im Sinne der damals herrschenden Ideologie wurde er zur nordischen Lichtgestalt, zum Kämpfer gegen die bösen, dunklen Mächte des Ostens, zum Wahrer und Zeugen des Deutschtums Schlesiens. Ein deutsches Ritterheer hatte sich Asien entgegengeworfen, so hieß es, angeführt von einem germanischen Helden. Von polnischen Rittern war nicht die Rede. In Breslau öffnete man Heinrichs Sarkophag. Da lag der enthauptete, mumifizierte Körper, und der rechte Fuß zeigte tatsächlich sechs Zehen. Dr. Jänicke, nach dem Kriege deutscher Vatikantbotschafter, hat es mir als Augenzeuge bestätigt. Gar so selten ist diese anatomische Sonderform nicht.

Vier Jahre später sah alles ganz anders aus. Nun mußte Heinrich als Zeuge "urslawischer, wiedergewonnener Westgebiete" herhalten. Nun war er der Sproß des stolzen, polnischen Fürstengeschlechtes der Piasten, und hatte, an der Spitze eines tapferen polnischen Ritterheeres, das Abendland gerettet. Ein Mythos, der sich 1683 mit König Jan Sobieskis Rettung des Abendlandes bei Wien wiederholen sollte. Polen als Schutzmauer Europas, Heinrich als der polnische Leonidas. Von deutschen Rittern war nicht mehr die Rede. Die einstigen deutschen Besucher des Ohrensonntags wurden vertrieben, und vertriebene Polen aus dem nun sowjetisch gewordenen Osten Polens ließen sich in Wahlstatt, Liegnitz und anderswo nieder. Sie nannten Liegnitz "Legnica" und Wahlstatt "Legnickie Pole" und begannen neue Traditionen. In der kleinen, ehemals evangelischen Dorfkirche richteten sie 1961 ein "Museum der Mongolenschlacht" ein und stellten dort alles im Sinne der von Warschau verordneten Geschichtsschau dar. Von Herzog Heinrichs Grabtumba, bei Breslaus Untergang im Frühjahr 1945 unversehrt geblieben, stellten sie einen Abguß an die Stelle des bisherigen Altares. Aber über allem segnete die heilige Herzogin von ihrer Nische aus, wenn auch nunmehr als "Święta Jadwiga", noch immer unbeeindruckt von allen Veränderungen ihr Land. Kaum einer der neuen Bewohner Schlesiens wußte noch, daß sie eine Deutsche gewesen war.

Doch das Frühjahr 1991 mit der 750-Jahrfeier brachte die Wende. Eine Woche feierten in Liegnitz Polen, Deutsche, Mongolen und Japaner und diskutierten über die verschiedensten Aspekte der Schlacht. Die altherwürdige Peter-Paul-Kirche diente in diesen Tagen als Bühne für ein Mysterienspiel und in der herrlichen Dientzenhofkirche in Wahlstatt, unter den leuchtenden Deckenfresken Cosmas Damian Asams, feierte der Abt von Andechs am Ammersee zum erstenmal seit 1945 wieder ein Hochamt in deutscher Sprache. Nicht nur die "Vettern von Wahlstatt", sozusagen als "lebende Fossilien" offiziell eingeladen, symbolisierten mit ihrer zahlreichen Anwesenheit unübersehbar den deutschen Anteil an der Schlacht. Für viele gemeinsame deutsch-polnische Aktivitäten und Veranstaltungen in den Jahren danach, bis hin zur Städtepartnerschaft Wuppertal-Liegnitz 1993, wurde damals der Grund gelegt. Dreizehn Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und Jahr für Jahr feiert eine Abordnung der "Vettern" das vom Liegnitzer Bischof am Weißen Sonntag zelebrierte Wahlstätten Pontifikalamt mit. Der Blick auf die Geschichte ist längst ent-ideologisiert. Objektiv, unvoreingenommen und ohne nationalistische Verdrehungen werden die Schlacht selbst und ihr historisches Umfeld angegangen, erforscht, dokumentiert und dargestellt. Es soll betont werden, daß das auch für die deutsche Seite gilt.

Der zum 1. Mai 2004 geplante Beitritt Polens zur EU weckte dort neue Ideen und Initiativen. Da unseren östlichen Nachbarn seit jeher ein besonders ausgeprägter Sinn fürs Symbolische, zumal im geschichtlichen Bereich eigen ist, konnte es nicht ausbleiben, daß man sich an der Katzbach wieder einmal Heinrichs des Frommen entsann, des "Verteidigers Europas". Ein Komitee wurde gebildet, das sich zur Aufgabe machte, dem Helden von Wahlstatt in Liegnitz ein Denkmal zu setzen. Man kann es ruhig als ein Zeichen für das zur historischen Wahrheit gewandelte Geschichtsbild ansehen, daß man wie selbstverständlich auch einen Deutschen in dieses Komitee berief. Man wählte den Vorsitzenden der in der Liegnitzer Paten- und Partnerstadt Wuppertal ansässigen "Historischen Gesellschaft Liegnitz", der auch

gleichzeitig ein Vetter von Wahlstatt ist. Zwei Sitzungen haben bisher stattgefunden, die Satzung ist verabschiedet, nun geht es an die Realisierung. Noch stehen einige Hürden im Wege. Dort, wo man das Denkmal am liebsten sehen würde, auf dem ehemaligen Friedrichsplatz, erhebt sich seit Jahrzehnten ein pompöses "Denkmal der polnisch-sowjetischen Waffenbruderschaft". Viele polnische Liegnitzer würden es lieber heute als morgen verschwinden und von einem Heinrichs-Denkmal ersetzt sehen, aber beileibe nicht alle. Zu tief sitzen noch die Denkgewohnheiten, Ängste, Vorurteile und Emotionen aus den Jahrzehnten vor der „Wende“. Aber das hochkarätig besetzte Komitee, in dem neben dem Stadtpräsidenten selbstverständlich auch der Bischof Sitz und Stimme hat, steckt voller Elan und Optimismus. Auch die wichtigste Frage, die Finanzierung, da ist man sich ganz sicher, wird zu lösen sein.

Da der Mensch nun einmal nicht nur aus Körper und Geist besteht, sondern auch eine Seele besitzt, braucht er zu seiner Identität auch ein paar emotionale Haltegriffe. Polen, Schlesien, Liegnitz, vom kommunistischen Würgegriff befreit, kehren zum freien Europa zurück. Kann man sich einen besseren, einen schöneren emotionalen Haltegriff vorstellen als Heinrich den Frommen? Er, der Deutsche und Polen einst zu einer gemeinsamen Streitmacht zusammenführte und sich mit ihnen, mit beiden, vor den Toren von Liegnitz opferte, er wird eines Tages als eindrucksvolles Denkmal in seiner Residenzstadt auf Europa weisen. Ein Sinnbild für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Sigismund Freiherr von Zedlitz

Hugo Hartung - im thüringischen Neustadt unvergessen

In seinem Erinnerungsbuch „Kindheit ist kein Kinderspiel“ hat der Schriftsteller Hugo Hartung der kleinen Stadt Neustadt, die an dem Fließchen Orla liegt, ein Denkmal gesetzt. In ihren Mauern hat er seine Kindheit und Jugendjahre verbracht, besuchte hier die Realschule und hat wohl hier auch seine ersten Gedichte geschrieben. Geboren wurde Hugo Hartung aber am 17. September 1902 im vogtländischen Netzschkau, wo sein Vater das dortige Gaswerk leitete; als er einen Ruf zur Leitung der Gasanstalt in Neustadt erhielt, zog die Familie dorthin.

„Vater war selig, als seine Versetzung in die thüringische Heimat bekannt wurde. War dieses Neustadt schön! Wir zogen in ein Haus, das ganz mit wildem Wein bewachsen war, und dazwischen wucherten Kletterrosen ... In der Stadt gab es gotische Kirchen und alter Bürgerbauten, ein gotisches Rathaus mit Renaissance-Anbau, das zu den schönsten in Thüringen zählte. Es gab städtische Anlagen, die zu einem Teich mit zwei Schwänen führten, deren Anblick mich in Verzückung versetzte.“ Hugo Hartung spricht von Thüringen als einem wunderbaren unbekanntem Zauberland, dem er entgegenfieberte. Trotzdem gab es auch schwere Abschiede (von Netzschkau). „Elisabeth aus der königlichen Türmchenvilla mußte ich verlassen. Obwohl die Umschulung ins Thüringische unmittelbar bevorstand, blieb die örtliche Schulbehörde unerbittlich; ich mußte mich für eine Woche in einem Kreise von zehn Knaben und acht Mädchen in den Anfangsgründen des Sächsischen unterrichten lassen. Von dem mir dort vermittelten abendländischen Geisteserbe ist mir über das „zwei mehr zwei ist vier“ hinaus nichts in Erinnerung geblieben.“



Gedenktafel an Hugo Hartung in Neustadt an der Orla.

Hugo Hartung legte das Abitur an einem Gymnasium in Weimar ab, studierte dann Literaturgeschichte und Theaterwissenschaften in Leipzig, Wien und München und promovierte mit einer Arbeit über „Friedrich Huchs epischen Stil“ zum Dr. phil. (1928). Seine Tätigkeit als Schauspieler und Dramaturg führte Hartung nach München, Oldenburg und ab 1940 an die Städtischen Bühnen nach Breslau, wohin auch seine Familie übersiedelte. Als die Stadt zur „Festung“ erklärt wurde, mußte er als unausgebildeter Soldat diese Stadt, in der er zum „Wahlschlesier“ wurde, die ihm ans Herz gewachsen war wie kaum ein anderer Ort, „verteidigen“ helfen. Darüber hat er seinen Roman „Der Himmel war unten“ geschrieben.

Infolge seiner Verwundung wurde Hugo Hartung bald aus der sowjetischen Gefangenschaft entlassen; sein Ziel war Neustadt an der Orla - jene Stadt in Thüringen, wo er glückliche Kindheitstage und eine heiter-unbeschwerte Jugend verlebt hat. Hier war inzwischen seine Frau mit den beiden Kindern nach der Flucht aus Breslau untergekommen. Und nach einer abenteuerlichen Wanderung mit anderen Kameraden erreichte Hugo Hartung das „liebe Neustadt“, wo er bis 1947 sich aufhielt, dann nach Potsdam übersiedelte, danach West-Berlin als Wohnsitz wählte und seit 1960 in München sich niederließ. Hier ist er am 2. Mai 1972 verstorben.

Der 100. Geburtstag Hugo Hartungs war für die Stadt Neustadt auch Anlaß, an diesen bekannten Schriftsteller, der mit seinem Roman „Ich denke oft an Pirotschka“ (mit Lieselotte Pulver in der Titelrolle verfilmt) weltbekannt wurde, zu erinnern: An dem Haus, in dem er mit seiner Familie viele Jahre gelebt hatte, wurde eine Gedenktafel angebracht, ja die Stadtbibliothek lud zu einer Gedenkstunde ein und präsentierte zudem in einer Ausstellung kaum bekannte Buchausgaben des Schriftstellers Hartung, diesem fabulierfreudigen Erzähler, der in anspruchsvollen Romanen und Erzählungen ernsthafte Zeitprobleme, Zeitkritik reflektiert und seiner „großen Mannesliebe“ - wie er Schlesien nannte - ein Denkmal gesetzt hat. Wer könnte wohl das Land distanziert-liebevoller porträtieren als dieser „Wahlschlesier“, dieser Buch- und Filmautor Hugo Hartung, dessen freier Blick manches viel tiefer und schärfer sieht als der des Angestammten?

Bleibt wohl auch noch zu erwähnen: Daß dieses liebe Neustadt auch eine Straße mit dem Namen des Schriftstellers schmückte und damit wohl in Deutschland keinen Nachfolger haben dürfte.

Günter Gerstmann

Von der Stiftung KulturWerk Schlesien

Neuer Vorstand

Dr. Klaus Schneider ist Ende März 2004 von seinem Amt als Vorsitzender des Vorstandes der Stiftung Kulturwerk Schlesien zurückgetreten. Dr. Schneider hat sich seit Juni 2001 nicht nur bei der Abarbeitung von „Altlasten“ Verdienste erworben, sondern auch und nicht nur hinsichtlich der Internetpräsenz der Stiftung innovativ gewirkt, wofür ihm auch an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt sei. Sein Rücktritt wird nicht nur von den verbliebenen Vorstandsmitgliedern bedauert.

In seiner Sitzung am 18. Mai 2004 hat nun der Stiftungsrat **Prof. Dr. Christian Andree** (Kiel) zum neuen Vorsitzenden gewählt (bisher stellvertretender Vorsitzender). Dadurch war das Amt des Stellvertreters neu zu besetzen, in das **Prof. Dr. Karl Borchardt** (Rothenburg ob der Tauber) gewählt wurde. Prof. Borchardt lehrt Geschichte des Mittelalters an der Universität Würzburg und ist Archivar am Stadtarchiv Rothenburg ob der Tauber. In der nächsten Ausgabe des „Schlesischen Kulturspiegels“ wird er näher vorgestellt werden. Als weiteres Mitglied verblieb **Johannes Schellakowsky M.A.** (Würzburg).

Angemerkt sei aus Gründen der Chronistik, daß die Stiftung Kulturwerk Schlesien am 12./13. Mai 2004 mit einer ihrer Wohnungen, nämlich jener im ersten Stock des Hauptgebäudes, im Hause umgezogen ist, und zwar in den zweiten Stock des Seitenflügels.

Ulrich Schmilewski

Ausstellung in Wertheim: Malerisches Breslau

Vom 13. April bis 25. Juli 2004 zeigt die Stiftung Kulturwerk Schlesien im 'Schlesischen Kabinett' des Grafschaftsmuseums Wertheim die Ausstellung „Malerisches Breslau. Farbdrucke nach Gemälden von Franz Huth“. Grundlage dafür ist die 1936 im Verlag von Wilhelm Gottlieb Korn zu Breslau erschienene Mappe „Malerisches Breslau“, die 16 Farbdrucke mit Ansichten der schlesischen Hauptstadt Breslau vereinte, vornehmlich Außen- und Innenansichten von Kirchen und Gebäuden wie dem Schloß oder dem neuen Flughafen. Die Vorlagen stammten von dem Künstler Franz Huth.



Blick auf die Sandinsel. Farbdruck aus der Mappe „Malerisches Breslau“ nach einem Gemälde von Franz Huth 1937.

Franz Huth wurde 1876 in Pößneck geboren. Von Heidelberg aus, wo um 1903 seine Anfänge als freier Maler zu suchen sind, führte ihn sein Weg nach Hessen. Bedingt durch eine Vielzahl von Interieuraufträgen des Großherzogs und der Darmstädter Bürgerschaft begann hier Huths künstlerischer Aufstieg. Malaufenthalte in Franken, wo er sich vor allem von Ansbach, Würzburg, Bayreuth und Vierzehnheiligen inspirieren ließ und Innenansichten von Schlössern und Kirchen aufnahm, bildeten weitere wichtige Stationen. 1922 kehrte er in seine thüringische Heimat zurück, wo er insbesondere Landschaften, wie das Saale- und Schwarzetal, und still anmutende Winkel, etwa der Städte Pößneck und Weimar, malte. Dieser Landschaft und Region blieb Franz Huth bis zu seinem Tode 1970 in Weimar verbunden.

Zur künstlerisch ertragreichsten Zeit Franz Huths gehören die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. In deren Mitte führte ihn eine Reise nach Breslau, während der er die Vorlagen für die hier im Druck gezeigten Ansichten schuf. Huths gefällige und romantisierenden Breslau-Ansichten wurden in der Folge auch gern zur Illustration von Fremdenverkehrsprospekten genutzt.

Franz Huth hat vornehmlich in Aquarell- und Pastelltechnik gearbeitet. Er betrieb Pleinairmalerei, indem er seine Motive vor Ort in der Natur aufsuchte. Seine Landschafts- und Architekturdarstellungen werden von einem lebhaften Licht- und Schattenspiel bestimmt, wobei der Künstler weitgehend dem Gegenständlichen verhaftet bleibt, was auf seine frühe Schulung als Porzellan- und Glasmaler und die fast zwanzigjährige Ausübung dieses Berufes zurückgeführt werden kann.

Heimatgeschichtliches Wochenende für schlesische Ortschronisten und Familienforscher

Zur dritten Veranstaltung unter obigem Motto luden erneut der Verein für Geschichte Schlesiens e.V. und die Stiftung Kulturwerk Schlesien vom 2. bis 4. April 2004 nach Würzburg ein. Etwa 20 Teilnehmern wurde erneut ein ebenso vielseitiges wie interessantes Programm geboten.

Nach der Begrüßung der angereisten Ortschronisten und Familienforscher, die sich z. T. schon aus den vorausgegangenen Seminaren kannten, erfolgte die offizielle Eröffnung durch Prof. Dr. Dr. Gundolf Keil, welcher die persönliche Vorstellung der einzelnen Gäste in kenntnisreicher und liebenswürdiger Weise begleitete. Johannes Schellakowsky begann als erster Referent mit einer kurzen Zusammenfassung seines Vorjahresbeitrages über die Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten. Im weiteren gab er einen Einblick in die Quellenkunde, ausführliche Betrachtungen und Tips, welche schriftlichen und nichtschriftlichen Quellen wir uns erschließen können. Der erste Abend schloß mit einer Einführung von Dr. Ulrich Schmilewski über Siegel und Wappen, wie entstanden sie, wie entwickelten sie sich, wer nutzte und führte sie, was sagen sie über ihren Besitzer. Durch die erste Hälfte des Folgetages wurden wir von Prof. Dr. Karl Borchardt geführt. Sein Thema: Zur Entwicklung der Schrift mit Leseübungen und Textinterpretationen. Ein Thema, das allein Wochen füllen kann. Prof. Borchardt umriß die Entwicklung der Schrift, beschrieb die Arten von Schriftstücken, welche wir uns in Archiven, Bibliotheken und anderen Beständen erschließen können und übte mit den Teilnehmern an Kopien von ausgewählten Schriften in Jahrhundertschritten.

Nachdem sich alle zu Mittag gestärkt hatten, übernahm erneut Johannes Schellakowsky. Wir fuhren mit dem Bus zu einer Exkursion nach Uettingen. Während der Fahrt und eines Zwischenstopps bekamen wir ausführliche Erläuterungen zum Deutsch-Deutschen Krieg von 1866, einem fast vergessenen Krieg und doch auch mit Bezug zu schlesischen Truppen, der die Frage einiger Teilnehmer für das kommende Jahr aufwarf, doch mehr über Militärgeschichte aus berufenem Munde erfahren zu können. Das Schloß, der Schloßpark, die Kirche und der Friedhof mit den Grab- und Kriegerdenkmälern taten ein Übriges, um sich anderthalb Jahrhunderte zurückversetzen zu können. Zurück in Würzburg führte uns nach kurzer Erholung ein gemeinsamer Spaziergang durch Würzburg und seine Geschichte, dabei blieb es auch noch beim Ausklang des Tages im Hofkeller der Würzburger Residenz mit Kellerführung und Weinprobe.

Welche Forschungsmöglichkeiten bietet das Internet? Das ostdeutsche Heimatbuch – nur „Sprachrohr der Landsmannschaften“ oder wertvolle Quelle? Dies waren die Themen des dritten Tages. Einen sehr praxisbezogenen Vortrag zur Nutzung des Internets gab uns Manfred Benkel aus Porta Westfalica. Selber Teilnehmer des Seminars aus dem Vorjahr demonstrierte er per „Laptop“, „Beamer“ und „Online“ im weltweiten Netz Neulingen wie Kennern, was das Internet an Datenbanken und Kontaktmöglichkeiten für Forscher bereithält. Egal ob alte Berufs- oder Krankheitsbezeichnungen, Kontakte zu anderen Forschern, das Einsehen von Archiv- und Bibliotheksbeständen, Tauschbörsen und vieles anderes mehr: die neue Technik macht vieles möglich und effektiver, hat jedoch auch Grenzen. – Mit ihrer exemplarischen Analyse von 164 nach 1945 entstandenen niederschlesischen Ortsmonographien hielt Frau Dr. Ulrike Frede einen mit Spannung geladenen und verfolgten Vortrag, der uns Ortschronisten eindrucksvoll vor Augen führte, ausgewogen auf die Vergangenheit und auch in die Zukunft zu blicken. Bleibt noch ein Dankeschön an Anja Weismantel für die Organisation, bekanntlich sichert eine gute Vorbereitung nicht unwesentlich den Erfolg. Alle Teilnehmer stimmten in dem Wunsch überein, doch im nächsten Jahr das Heimatgeschichtliche Wochenende in Schlesien stattfinden zu lassen.

Für mich war die Entscheidung vom Vorjahr, bereits 2003 am Heimatgeschichtlichen Wochenende teilzunehmen, ein Glücksgriff, denn durch die abgehandelten Themen, die Bibliotheksbestände der Stiftung Kulturwerk Schlesien, die gegebenen Tips und Hinweise, und nicht zuletzt durch das Kennenlernen von Menschen mit gleichem heimatgeschichtlichen Interesse hat die Tagung meine eigenen Forschungen enorm vorangebracht. Ganz herzlich zu Dank verpflichtet bin ich Herrn Ludwig Hersel, der mir wertvolle Hinweise gab. Seine Literatur- und Ortskenntnis, Erfahrungen mit Bibliotheken und Archiven sowie Kontakten zu Vertriebenen aus dem Kreis Bunzlau boten einen ganz neuen Blick und Hilfe zur Selbsthilfe. Eine Erfahrung, die weiterzugeben sich lohnt. Konnte ich dem Exkursionsziel 2004, Ausflug nach Uettingen und Krieg 1866 im Vorfeld nichts Sonderliches abgewinnen, sah es drei Wochen später ganz anders aus. Zum einen überzeugte der Ausflug, zum anderen war mir mal wieder das Forscherglück hold, und ich hielt eine Aufzeichnung von Tschirne (Tonhain) im Kreis Bunzlau in den Händen, die die in den Kriegen gegen Österreich 1866 und Frankreich 1870/71 gebliebenen Helden der Gemeinde auflistet.

Peter Altmann



Teilnehmer des ‚Heimatgeschichtlichen Wochenendes‘ vor dem Denkmal für die im Gefecht von Uettingen am 26. Juli 1866 Gefallenen des 2. Schlesischen Grenadier-Regiments. Aufnahme: Johannes Schellakowsky



Dr. Gerhard Webersinn.

Schlesischer Seigneur. 100 Jahre seit der Geburt von Gerhard Webersinn

Vor einhundert Jahren, am 25. April 1904, wurde der spätere Jurist, Historiker und Publizist Dr. Gerhard Webersinn in Münsterberg als Sohn eines Uhrmachermeisters geboren. Er legte in Neisse das Abitur ab, studierte in Breslau Jura sowie Geschichte und Volkswirtschaft, absolvierte die juristischen Examina und wurde 1928 zum Dr. jur. promoviert. Der Berufsweg führte ihn in viele schlesische Orte, bis zur 1938 erfolgten Ernennung zum Amtsgerichtsrat in Löwen, Kreis Brieg. Nach dem Krieg trat er in Berlin der CDU bei, wirkte in Finsterwalde und Cottbus und wurde 1946 in den brandenburgischen Landtag gewählt, verließ die DDR aber wegen der dort herrschenden politischen Unfreiheit und begab sich in die Bundesrepublik, in der er von 1954 bis zur Pensionierung 1969 als Oberverwaltungsgerichtsrat am Oberverwaltungsgericht von Nordrhein-Westfalen zu Münster amtierte.

Als durch und durch historisch und politisch interessierter Mensch wandte Webersinn sich zunehmend der breiten und intensiven Beschäftigung mit der schlesischen Geschichte zu, dabei den Blick vornehmlich auf die Regionen Münsterberg/Frankenstein, Neisse und ganz Oberschlesien richtend und kategorial das Biographische und zeitlich das 19. und 20. Jahrhundert ins Auge fassend. Auf letzterem Gebiet entwickelte er sich im Laufe der Jahre zu einem der besten deutschen Sachkenner, was in einer sehr großen Zahl von Veröffentlichungen seinen Ausdruck fand, die in maßgeblichen westdeutschen Organen erschienen, so im "Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau", im "Archiv für schlesische Kirchengeschichte" und in der Vierteljahresschrift "Schlesien". An Herbert Hupkas Sammelbänden "Große Deutsche aus Schlesien" und "Schlesisches Panorama" arbeitete er ebenso mit wie an der Festschrift für Karl Schodrok und an Band 5 der "Schlesischen Lebensbilder", in dem sein Beitrag über den Widerstandskämpfer Helmuth James Graf von Moltke steht. Über den ostoberschlesischen Exponenten Otto Ulitz schrieb er ein Büchlein.

Mit Biographien katholischer Persönlichkeiten der Zeit der Weimarer Republik erbrachte Webersinn Pionierleistungen und gab - fern von den in Schlesien liegenden und damals für Bundesdeutsche praktisch unzugänglichen Archivalien - wichtige Impulse, z. B. zu den Zentrumsführern Felix Porsch und Carl Ulitzka. Die Bibliographie seiner Publikationen enthält - ohne gänzliche Erfassung der für eine breite Leserschaft verfaßten Artikel zu politischen Fragen - 710 Titel.

Webersinn war ein Seigneur, ein eleganter, kontaktfreudiger niederschlesischer Herr und ein begeisterter ehemaliger Breslauer Korporations-senior. Der Träger des selten verliehenen Schlesienschildes der Landsmannschaft Schlesien starb am 19. Februar 1993, fast 89jährig, im westfälischen Münster.
Hans-Ludwig Abmeier (KK 1185)

Personen

Geburtstagsglückwünsche

Am 5. April vollendete Frau *Lore Fitza*, die Witwe des leider zu früh verstorbenen Diplom-Kaufmannes Erich Fitza, der durch seine Aufsätze in der Zeitschrift „Schlesien“ uns allen noch in bester Erinnerung ist, in Oberursel ihr 70. Lebensjahr. Diese rheinische Frohnatur hat die schlesischen Interessen ihres Ehemannes und vor allem auch seine Arbeiten zur Kunstgeschichte besonders Oberschlesiens (hier sei auch an das Buch von Erich Fitza über seinen Onkel Thomas Myrtek erinnert) mit großer Aufgeschlossenheit begleitet und ist auch nach dem Tode ihres Ehemannes der Arbeit des Kulturwerkes Schlesien fördernd verbunden geblieben.

Am 22. April beging in Engelhartzell/Oberösterreich der Bibliotheks-direktor i. R. *Dr. Gerhard Pachnicke* seinen 90. Geburtstag. Während er selbst in Posen geboren ist, stellte die Familie seiner Mutter lange Jahre den Bürgermeister des Städtchens Reichthal, das nach dem Ersten Weltkrieg ohne Abstimmung an Polen abgetreten wurde. Nach umfangreichen Studien literarischer und kunstwissenschaftlicher Fächer sowie der Bibliothekswissenschaft und der für seine Generation obligatorischen Kriegsteilnahme, bei der er im Rußlandfeldzug verwundet wurde, ging Dr. Pachnicke in den Bibliotheksdienst, zunächst als Leiter der Stadtbibliothek in Görlitz und danach als Direktor der thüringischen Landesbibliothek in Altenburg, Gotha und Weimar sowie schließlich an der Universitätsbibliothek in Jena. Seit Oktober 1961 war er im höheren Bibliotheksdienst der Bundesrepublik Deutschland tätig und kam schließlich über Göttingen und Hannover nach Marburg, wo er am Ende seiner Dienstzeit Leiter der Dienststelle Marburg der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz gewesen ist. Im Rahmen seines Arbeitsgebietes der schlesischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts hat er vor allem über Joseph Wittig, Hermann Stehr, Will-Erich Peukert und Richard Schiedel gearbeitet. Bereits seine Dissertation aus dem Jahre 1941 befaßte sich mit Mensch und Werk von Joseph Wittig. Diese literaturwissenschaftlichen Arbeiten ließen ihn auch bald zum Autor in der Zeitschrift „Schlesien“ werden.

Am 8. Mai vollendete in Mülheim/Ruhr der Diplom-Sozialwirt *Rudolf Mehlitz* sein 75. Lebensjahr. In Grottkau/Oberschlesien geboren, mußte der junge Mann im Januar 1945 vor der Roten Armee bis nach Prag fliehen, kehrte jedoch am 28. Mai 1945 in seine Heimatstadt Grottkau zurück, aus der er dann am 21. Mai 1946 vertrieben wurde. In Neisse hatte er noch das Gymnasium Carolinum besucht, aber seine höhere Schulbildung 1950 am Gymnasium Josephinum in Hildesheim mit dem Abitur abgeschlossen. Er studierte dann Pädagogik, Philosophie und Sozialwissenschaften und wirkte im Bereich des Personal- und Sozialwesens in der Stahl- und metallverarbeitenden Industrie des westlichen Ruhrgebietes. Herr Mehlitz hat schon lange mit seiner bereits verstorbenen Ehefrau Maria, ebenfalls einer Schlesierin, die als Lehrerin gewirkt hat, der Arbeit des Kulturwerkes Schlesien lebhaftes Interesse und zunehmend auch seine Förderung angedeihen lassen.

Am 16. Mai konnte Frau *Christiane von Kessel* in Seeheim-Jugenheim ihren 75. Geburtstag begehen. Sie hat die Affinität ihres leider zu früh verstorbenen Ehemannes Dr. Kurt von Kessel zur Arbeit des Kulturwerkes Schlesien freudig übernommen und trägt viel dazu bei, das reiche kulturelle Erbe Schlesiens, Preußens und Deutschlands überhaupt den nächsten Generationen zugänglich zu machen. Ihre bildhauerischen Arbeiten sind ein eindrucksvoller Ausdruck einer Humanität, die die ganze Fülle menschlichen Denkens und Fühlens umfaßt.

Am 22. Mai beging Herr Dipl.-Ing. *Josef Jüschke* in Oldenburg seinen 60. Geburtstag. Herr Jüschke ist durch die wissenschaftlichen Studenta-

StandOrtung

von Horsthardi Semrau

Heimat
heimisch da
wo Hände sich mir reichen
dich Gefühle wärmen
ohnegleichen
wo mit unverstelltem Angesicht
Sprache frühster Prägung
zu mir spricht
wo aus Wurzelgrunde
bildhaft
Kunde steigt
sich in Träumen fort und
fort verzweigt
und
Erinnerungsgeflecht
ganz dicht
dich wie mich
durchflieht.

Duisburg, im Febr. 04

gungen der Stiftung Kulturwerk Schlesien mit unserer Arbeit in Berührung gekommen und trägt durch seine aktive Mitgliedschaft im Verein der Freunde und Förderer dazu bei, unsere Generationen übergreifende Arbeit auch weiter fortsetzen zu können.

Am 25. Mai beging Frau *Elsbeth Pohl* in Köln ihren 70. Geburtstag. Die Gattin von Dr. Dieter Pohl hat sich die leidenschaftliche Hingabe ihres Ehemannes an die Geschichte der Grafschaft Glatz so zu eigen gemacht, daß sie inzwischen für die wohlfundierten Nachforschungen und mit großer Gründlichkeit betriebenen Veröffentlichungen ihres Ehemannes eine unverzichtbare Helferin geworden ist.

Allen Jubilaren gelten die guten Wünsche und herzlichen Grüße aller, die sich der Bewahrung und Pflege des deutschen Kulturerbes Schlesiens verpflichtet fühlen.

Eberhard G. Schulz

Aus dem Schlesischen Museum zu Görlitz

Unter der grünen Kuppel. Vom Museum in Görlitz zum Dom Kultury in Zgorzelec

In der Europastadt Görlitz-Zgorzelec steht einer der bedeutendsten Monumentalbauten der wilhelminischen Zeit: 1902 als Oberlausitzer Gedenkhalle in der Görlitzer Oststadt vollendet, am 1. Juni 1904 mit dem Kaiser-Friedrich-Museum eröffnet, während des Zweiten Weltkrieges als Museum geschlossen und seit 1948 als Kulturhaus (Dom Kultury) von Zgorzelec genutzt. Wie kein anderes Bauwerk symbolisieren der Bau und seine Funktionen gleichermaßen die gemeinsame und die geteilte Geschichte von Görlitz und Zgorzelec – vom Denkmal historischer Kaiserseligkeit zum kulturellen Zentrum und Wahrzeichen der neuen polnischen Stadt.

Die vom 2. Juni bis 19. September 2004 im Kulturhaus selbst gezeigte Ausstellung präsentiert diesen Wandel mit herausragenden Zeugnissen. Erstmals kehren einige der kostbarsten, erhaltenen Exponate des Kaiser-Friedrich-Museums in ihre ehemaligen Ausstellungsräume zurück – Gemälde und Plastiken, archäologische Funde, Grafik und Kunsthandwerk. Und die polnische Geschichte des Kulturhauses dokumentieren nicht nur Fotos, Tondokumente und Plakate, sondern auch hochrangige Werke der polnischen Kunst aus den letzten Jahrzehnten. Installationen junger Künstler zum Thema „Imaginäre Geschichte“ verbinden Vergangenheit und Gegenwart, regen zum Nachdenken über die Zukunft an.

Für die Kooperationspartner in diesem Ausstellungsprojekt – dem Dom Kultury von Zgorzelec sowie dem Schlesischen Museum und dem Kulturhistorischen Museum in Görlitz – stellt das Vorhaben in mehrfacher Hinsicht eine Premiere dar. Es ist das erste Mal, daß die schwierige jüngere Geschichte der geteilten Stadt Görlitz/Zgorzelec Gegenstand einer Ausstellung ist, das erste Mal auch, daß museale Einrichtungen in Görlitz und Zgorzelec sich zu einem größeren gemeinsamen Vorhaben zusammenfinden und sich

um eine gemeinsame Sicht auf die Stadtgeschichte bemühen. Und schließlich stellt die Ausstellung ein Referenzprojekt bei der Bewerbung der Stadt Görlitz um den Rang einer Kulturhauptstadt Europas 2010 dar. – Zur Ausstellung, die aus Mitteln des Sächsischen Staatsministerium des Innern und der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert wird, erscheint eine zweisprachige Publikation.

*Dom Kultury, ul. Parkowa 1, PL 59-900 Zgorzelec,
Tel. +48 75/77 524 15, Fax +48 75/77 560 59, www.mdk.zgorzelec.com;
Öffnungszeiten: Mo-Fr 14-18 Uhr, Sa-So 10-18 Uhr.*

Werkstätten der Moderne. Lehrer und Schüler der Breslauer Akademie 1903-1932

Das alte, um 1866-68 errichtete und mehrfach umgebaute Gebäude der ehemaligen Breslauer Akademie für Kunst und Kunstgewerbe steht immer noch am früheren Kaiserin Augusta-Platz (heute: plac Polski). Seit seiner Renovierung und Wiedereröffnung 1945/46 sorgen hier polnische Kunstschüler für ein lebhaftes künstlerisches Schaffen.

Bis 1932 lehrten in diesen Räumen zahlreiche berühmte Künstler der Avantgarde, darunter Otto Mueller, Georg Muche, Johannes Molzahn, Carlo Mense, Oskar Moll, Alexander Kanoldt, die Brüder Oskar und Carl Schlemmer sowie Hans Scharoun. Ihnen ist es vor allem zu verdanken, daß die 1911 in den Rang einer Akademie erhobene Kunst- und Kunstgewerbeschule zu Breslau im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu einem wichtigen Schauplatz der modernen Kunstentwicklung in Deutschland wurde. Für Aufsehen sorgte vor allem die neue schöpferische Verbindung von freier Kunst, Kunstgewerbe und Architektur unter den Direktoren Hans Poelzig, August Endell und Oskar Moll. Damit wurde aus der einstmalig verschlafenen Kunstschule in der preußischen Provinz - 1791 gegründet zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes - eine dem Bauhaus ebenbürtige Institution, deren hoffnungsvolle Entwicklung jedoch durch die letzte große Finanzkrise der Weimarer Republik ein abruptes Ende fand.

Es ist ein Glücksfall, daß es vor kurzem gelang, die wichtigste deutsche Privatsammlung zur jüngeren Geschichte der ehemaligen Breslauer Akademie für das Schlesische Museum in Görlitz zu erwerben. Die Sammlung wurde über dreißig Jahre lang von Hans Peter Reisse in Kassel zusammengetragen. Sie umfaßt heute rund 2000 Kunstwerke sowie interessantes dokumentarisches Material. Dem großen Engagement des Sammlers ist es zu verdanken, daß viele in der NS-Zeit, durch Krieg und Vertreibung ins In- und Ausland verstreute Werke und Archivalien erhalten wurden.

Im Schlesischen Museum sind aus der bisher noch weitgehend unveröffentlichten Sammlung ab dem 26. Juni rund 180 Werke von 55 Künstlern zu sehen. Die Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphiken, Skulpturen und kunsthandwerklichen Objekte bieten Einblicke in das erstaunlich breite Spektrum künstlerischer Richtungen, die in diesen Jahrzehnten an der Akademie zu finden waren, und zu dem auch herausragende, eher traditionell orientierte Künstler wie Theodor von Gosen, Arnold Busch oder Hans Zimbal gehörten. Einen Eindruck vom Leben und Lernen an der Akademie geben Arbeiten von Schülern wie Walther Kohlhasse, Ludwig Peter Kowalski,



Gemaldesaal der Breslauer Akademie um 1930, Foto: Robert Scholz G/RA.

Hans Leistikow, Willi Jaeckel, Elisabeth Jaspersen, Georg Nerlich, Heinrich Tischler und Grete Schmedes. Archivalien, Fotos, Architekturmodelle, Plakate, launige Schülerzeitungen, Künstlerwerkzeuge und Postkarten lassen diesen Abschnitt der schlesischen Kulturgeschichte wieder lebendig werden. Zur Ausstellung wird ein umfangreicher Katalog erscheinen.

Johanna Brade

„Werkstätten der Moderne. Lehrer und Schüler der Breslauer Akademie 1903-1932“. Schlesisches Museum, Untermarkt 4 (Haus zum Goldenen Baum), Görlitz, 26.6.2004 - 3.4.2005, Di - So 10 - 17 Uhr; www.schlesisches-museum.de

Schlesischer Kulturkreis München



Viktor de Kowa. Selbstporträt.

Hermann Stehr, Viktor de Kowa und die Künstlerfamilie von Gosen

In seinen monatlichen Veranstaltungen widmete sich der Schlesische Kulturkreis München von Februar bis April 2004 in drei Lichtbildvorträgen von Wolfgang Hartmann dem Schriftsteller Hermann Stehr aus Anlaß seiner Geburt vor 140 Jahren, dem Schauspieler Viktor de Kowa und der Künstlerfamilie von Gosen, nämlich Leben und Werk von Theodor, Hannah, Markus und Hedwig von Gosen. Auf Viktor de Kowa soll im Folgenden näher eingegangen werden.

Als Viktor Kowarzik am 8. Mai 1904 in Hochkirch bei Görlitz geboren, jährte sich heuer der Geburtstag des großen, charmanten schlesischen Schauspielers, der unter seinem Künstlernamen Viktor de Kowa unsterblich wurde, zum 100. Male. Auf Wunsch seiner Eltern, der Vater war Landwirt, die Mutter entstammte einem Pfarrhaus, sollte er Theologie studieren. Der junge Viktor setzte jedoch seinen Kopf durch und landete nach einem Intermezzo bei der königlichen Kadettenschule in Dresden, dem der Erste Weltkrieg ein Ende bereitete, doch auf der Kunstakademie erst für Malerei und dann endlich für Schauspielerei. Sein Typ war ursprünglich nicht besonders gefragt, und so bedeutete es für ihn harte Arbeit und Überzeugungskraft, sich doch an berühmten Bühnen und in der Filmbranche einen Namen in der ersten Reihe zu machen. Erich Ponto war sein Entdecker und Lehrmeister, und kein Geringerer als Gustaf Gründgens beschäftigte ihn von 1935 bis 1943 am Staatstheater in Berlin.

Mit der Schauspielerei allein gab sich Viktor de Kowa aber nicht zufrieden. Bald schrieb und übersetzte er selbst Bühnenstücke und führte in Film und Theater Regie, und selbstverständlich spielte er weiterhin in anspruchsvollen Rollen. Bis 1946 war er Intendant verschiedener Berliner Bühnen. Beruflich stand er im Mittelpunkt, und viele Frauen himmelten ihn an. Er konnte sich lange für keine entscheiden und lebte privat sehr zurückgezogen in seinem Haus in Berlin-Dahlem und seiner Wiesenhütte am großen Scharmützelsee. Neben seinen hochtalentierten Begabungen, dem Malen und Musizieren, er spielte u. a. hervorragend Saxophon, fuhr er gern mit seiner Maybach-Limousine, die er „Archibald“ nannte, spazieren oder bewegte sein eigenes Reitpferd in freier Natur. Bei Wolf Hirth, dem Fliegervater von Hanna Reitsch, lernte er das Segelfliegen am Fuße des Riesengebirges, und in den Sommermonaten war er oft mutterseelenallein mit seinem Segelschiff in der ganzen Welt unterwegs. Endlich entschied er sich, sein Junggesellenleben aufzugeben und heiratete die Schauspielerin Ursula Grabley und 1941 in zweiter Ehe die japanische Opernsängerin Michiko Tanaka. Beide Ehen blieben kinderlos.

Nach dem Zweiten Weltkrieg spielte Viktor de Kowa vor allem Theater. Im Film konnte er nicht mehr den Anschluß an frühere Erfolge finden. Paradoxerweise kam sein zweiter Filmdurchbruch in der Rolle eines Bösewichtes in 'Des Teufels General'. Viktor de Kowa spielte nochmals mehrere Hauptrollen und später wichtige sympathische Nebenrollen, so daß man ihn noch heute immer wieder einmal in Fernsehen erleben kann. So ganz nebenbei synchronisierte er James Stewart in mehreren Filmen. Von 1962 bis 1966 war er Vorsitzender der Gewerkschaft Kunst und Vorstandsmitglied des Deutschen Gewerkschaftsbundes. An Auszeichnungen erhielt er 1956 das Komturkreuz des römischen Adlerordens, 1961 das Bundesverdienstkreuz I. Klasse, 1962 die Ernst Reuter Medaille in Berlin und 1972 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Am 8. April 1973 starb Viktor de Kowa im 70. Lebensjahr im Berlin - für viele seiner Freunde und Verehrer viel zu früh.

Wolfgang Hartmann

Neues aus dem Oberschlesischen Landesmuseum

Von der Dampfmaschine zur Eisenbahn. Bildquellen und Dokumente zur Frühindustrialisierung Oberschlesiens 1780 - 1860

Nach der Eroberung Schlesiens durch Preußen in den drei Schlesischen Kriegen entwickelte sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Oberschlesien auf der Grundlage reicher Bodenschätze an Galmei (Zinkkarbonat), Steinkohle und Eisenerz nicht zuletzt durch zielstrebige staatliche Förderung eine der industriell fortschrittlichsten Regionen der preußischen Monarchie und das bedeutendste schwerindustrielle Revier in Ostmitteleuropa. Hierzu wurde gemeinsam vom Bergbaumuseum in Zabrze/Hindenburg und dem Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen die Ausstellung „Von der Dampfmaschine zur Eisenbahn. Bildquellen und Dokumente zur Frühindustrialisierung Oberschlesiens 1780-1860“ erarbeitet, deren Bedeutung in der Präsentation und wissenschaftlichen Bearbeitung von wichtigen, bisher unveröffentlichten Quellen zur Frühindustrialisierung Oberschlesiens liegt. Im Mittelpunkt steht die Erschließung von Bildquellen aus dem 1769 gegründeten „Oberbergamt Breslau“, die sich heute im Bergbaumuseum in Zabrze befinden. Diese Zeugnisse werden ergänzt durch zeitgenössische Industrieansichten aus der Schlesischen Bibliothek in Kattowitz, dem Oberschlesischen Landesmuseum und dem Museum in Gleiwitz, durch Schriftquellen und kartographisches Material aus dem Staatsarchiv Kattowitz, sowie durch dreidimensionale Objekte (Werkzeuge, Industrieprodukte, Eisengußzeugnisse und Modelle). Im Rahmen dieser Ausstellung wird auch die geschichtliche, kulturelle, technische und räumliche Entwicklung der ober-schlesischen Industrieregion sowie ihre Verbindung mit anderen Industrieregionen Europas nachvollziehbar.

Nach der Präsentation im Bergbaumuseum in Zabrze vom 3. Juni bis 8. August 2004 wird die Ausstellung vom 5. September bis 7. November 2004 in Ratingen gezeigt. Ein Katalog ist in Vorbereitung.

Anschrift:

Oberschlesisches Landesmuseum, Bahnhofstr. 62, 40883 Ratingen-Hösel, Tel. 0 21 02/9 65 - 0, Fax: 0 21 02/96 52 40. E-mail: osl@oberschlesisches-landesmuseum.de; Öffnungszeiten: täglich außer montags 11 - 17 Uhr

Bilder von Andrzej Ciskowski und schlesisches Silber. Zwei Ausstellungen im Oberschlesischen Landesmuseum

Vom 16. Mai bis 13. Juni 2004 präsentierte das Oberschlesische Landesmuseum zwei kleinere Ausstellungen.

Bilder aus 15 Jahren zeigte Andrzej Ciskowski unter dem Titel „Schöne neue Welt“. Frisch, witzig, hintergründig und mitunter subversiv sind die Bilder dieses Künstlers, der unbeirrt bei seiner figurlichen Malerei blieb und darin ein eigenes Panoptikum der Welt entwickelt hat. Hunderte skurrile Figuren bevölkern seine Bilder. Erfahrungen aus der Wirklichkeit mischen sich mit Elementen aus der Werbung, aus Comics sowie aus virtuellen Welten der modernen Medien und gehen miteinander eine oft humorvolle, witzige Verbindung ein. Andrzej Ciskowski lebt und arbeitet in Berlin und in Masuren. Er studierte zunächst an der Kunstakademie Warschau und setzte dann ab 1987 sein Studium an der Kunstakademie Düsseldorf bei den Professoren Konrad Klapheck und A:R: Penck fort. Letzter ernannte ihn zum Meisterschüler.



Im Mittelpunkt der Ausstellung „Schlesisches Silber des 17. bis 19. Jahrhunderts“ stand weltliches und kirchliches Silber aus einer Privatsammlung. Zu sehen waren Kerzenleuchter, Dosen, Teller, große Schalen, kleine Salzschalchen, Lichtputzschalen, Besteck und Tafelsilber. Hervorzuheben ist hier der Tafelaufsatz in Form des Segelschiffes „Santa Maria“. Darüber hinaus bot die Ausstellung Kurioses, z. B. einen Kuhkopf und einen Faltröfel. Kirchliches Silber war mit Kelchen, Leuchtern, Meßtablets, Hostienbehältern sowie mit Wein- und Weihwasserkannen vertreten. Der Großteil der Exponate stammte aus Breslau, Hirschberg und Neisse.

Bildende Kunst

Anton Born-Ausstellung in Berlin-Spandau

Am zweiten Advent 2003 konnte in der evangelischen Dorfkirche Alt-Staaken in Berlin-Spandau eine kleine Ausstellung von 30 Werken des schlesischen Malers Anton Born (1897-1974) betrachtet werden. Born wurde am 10. Mai 1897 in Albendorf/Grafschaft Glatz geboren und verstarb am 18. Mai 1974 in Berlin-Spandau. In jungen Jahren lernte er bei dem Kirchenmaler Simon in Neisse/OS, bildete sich weiter und betätigte sich ab 1930 in seinem Geburtsort in einem eigenen Atelier als Maler und Restaurator. Für ein Hochschulstudium hatte das Geld gefehlt.

Seine große Liebe war und blieb zeitlebens die heimatliche Landschaft an der Heuscheuer, vor allem "das schlesische Jerusalem" (Albendorf) mit seiner in die Glatzer Landschaft hinein komponierten Architektur. Das Jahr 1945 brachte einen großen Einschnitt. Fast alle Bewohner mußten den Ort verlassen, neue - polnische - kamen. Auf Grund seiner künstlerischen Fähigkeiten konnte - mußte - sollte er bleiben, fühlte sich jedoch fremd im eigenen Land. Aus nichtigem Grund war er verhaftet und mißhandelt worden. Deshalb weigerte er sich - nach dem Bericht seiner Tochter - Polnisch zu lernen und zu sprechen. Wer etwas wollte, mußte einen Dolmetscher mitbringen. Sein Name wurde zwangsweise polonisiert in "Antoni Borkowski": nicht einmal der Wortstamm "Born" wurde gelitten. Zuhause sprach

die Familie Deutsch, was wiederum für die heranwachsenden Kinder nicht einfach war.

Born war gefragt als Restaurator in schlesischen Kirchen (Basilika in Albendorf, Breslauer Dom). Altäre, Decken und Wandgemälde restaurierte er auf dem St. Annaberg, in Oppeln und Gleiwitz. Seine Fähigkeiten waren weit darüber hinaus in Polen geschätzt bis nach Danzig und in die Beskiden hinein. Am 18. August 1958 wurde die Familie Born als letzte deutsche Familie ausgesiedelt. Bei der Ausreise hatte sich Anton Born versteckt und mußte erst gesucht werden. Die eigenen Bilder hatte Born dem polnischen Staat abkaufen müssen vor der Aussiedlung. Über Friedland gelangte die Familie nach Berlin-Spandau und fand kurz vor Weihnachten 1958 eine feste Bleibe in einer Mietwohnung in Staaken. Anton Born malte weiter, am liebsten Glatzer Motive.

In der kleinen Ausstellung konnten seine Meisterwerke betrachtet werden: Versehgang bei Albendorf, ein Priester geht über die winterlichen Berge mit dem Allerheiligsten, begleitet von einem Kirchvater mit einer großen Laterne, oder Blick ins Land der Väter, der Vater zeigt seinem Sohn das Glatzer Land mit der Heuscheuer wie Moses das Gelobte Land. Da damals Malerzuhause fehlte, sind viele Bilder auf Hartfaser gemalt. Auch Blumen (besonders die Glatzer Rose), Pflanzen und Tiere malte er. Nicht zuletzt standen religiöse Motive mit eigener Symbolik im Mittelpunkt, jedoch dann in Berlin interessierte das kaum jemanden. Die Entfernung von seiner heimatlichen Scholle wirkte sich im weiteren Schaffen aus, indem die freudige Farbigkeit mehr und mehr in dunkle Töne umschlug. Landschaften mit Berliner und Spandauer Motiven atmen nicht mehr den Geist inniger Tiefe wie seine Glatzer Bilder. Um leben zu können, betätigte sich Born auch als Auftragsmaler und Kopist großer Meister.

Sein 100. Geburtstag 1997 ist nicht beachtet worden. Vielleicht kann der 30. Todestag 2004 eine angemessene Würdigung bewirken. Der umfangreiche künstlerische Nachlaß wird von der Tochter verwaltet. Es wäre zu wünschen, daß sein Gesamtwerk zusammen bleibt und einmal einen geeigneten Platz findet.

Norbert Rauer

Überreichung des Lovis Corinth-Preises 2003 an Herbert Aulich

Am 19. Oktober 2003 fand die feierliche Überreichung des Lovis Corinth-Preises 2003 an Herbert Aulich im Alten Rathaus zu Esslingen statt. Eine Ausstellung von Kunst auf Papier von Herbert Aulich zeigte die Künstlergilde vom 18.10.-8.11.2003 in ihrer Galerie in der Bundesgeschäftsstelle am Hafenmarkt in Esslingen.

Der 1927 in Wüstendorf bei Breslau geborene Herbert Aulich hat mit seinen Gemälden, Objekten und Papierarbeiten auf der Grundlage konstruktivistischen Gestaltens eine neue visuelle Sprache geschaffen. Elemente der Komposition sind jeweils geometrisch umgrenzte Formen wie Quadrat und Rechteck, Würfel und Pyramide, die volle Spannung und Leben haben; illusionistisch können ihnen fotografische Details der Natur beigelegt sein. Befreit vom Ballast des Gegenständlichen, entstehen ästhetische Konstruktionen aus dem Wunsch nach Ordnung und Harmonie. Der Künstler steht in der breiten Strömung geometrisch-abstrakter Malerei des 20. Jahrhunderts, die Malewitsch und El Lissitzky einerseits und Mondrian andererseits als Pole haben, die Künstler wie Josef Albers, Vasarely und Frank Stella einschließen.

Herbert Aulich erhielt 1974 den Rosenthal-Studio-Preis und 1989 den Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen. Seine Werke befinden sich in zahlreichen öffentlichen und privaten Sammlungen. Der Künstler lebt heute in Offenbach und erhielt 1996 eine große Werkübersicht in Breslau.

Musik

Deutsch-polnische Musikimpressionen mit oberschlesischem Komponisten

Auf Initiative des „Hauses der deutsch-polnischen Zusammenarbeit“ in Gleiwitz und im Verbund mit der „Gleiwitzer J. S. Bach-Gesellschaft“ sowie der Kulturgesellschaft „Perelka“ (Perlchen) fanden sowohl im Kulturzentrum des Bistums Oppeln, im Schloß Groß Stein, als auch im Haus des Hauptorganistors die „Konzerte mit Joachim G. Görlich. Deutsch-polnische Musikimpressionen“ Ende März statt. Durch die beiden Konzerte führten Piotr Oczkowski, Direktor von „Perelka“ und der Bach-Gesellschaft sowie der aus Haan/Rheinland mit Gattin angereiste Komponist und Publizist.

Initiiert wurde das Konzert mit den beiden polnischen Volksliedern von Ludwig van Beethoven für Bariton und Klavier, gedacht als Huldigung für den Schöpfer der „Europahymne“. Danach kamen Kompositionen polnischer Komponisten, die ihre Karriere der deutschen Musikkultur zu verdanken hatten: stellvertretend für viele Stanisław Moniuszko und Raul Koczalski. Erster, Sohn einer Deutschen und verheiratet mit einer Alexandra Müller von der „Deutschen Straße“ in Wilna, hatte den ersten Unterricht beim Kantor der evangelisch-deutschen Gemeinde zu Warschau, August Freyer, erhalten; dann bei Prof. Friedrich Rungenhagen an der Berliner „Singakademie“ studiert; und war zeitlebens vom Berliner Musikverlag Bote & Bock betreut worden. Koczalski wirkte bis 1946 in Berlin.

Zum Ende von Teil I wies Görlich auf deutsch-oberschlesische musikalische Brückenbauer hin, die in beide Kulturen hineinwirkten: Fritz Lubrich, Gerhard Streckt, der Gleiwitzer Heinrich Nietzsche. In der Nachbarstadt Laurahütte war Michael Jary geboren, dessen Musical „Nicole“ bis in die 80er Jahre an der Staatsoperette Gleiwitz aufgeführt wurde. In Laurahütte lebte bis zu seiner Aussiedlung der einzige Ur-Ur-Ur-Urenkel des großen Sebastian Bach, Dipl.-Ing. Johann von Colson, den es später nach Schwerte/Ruhr verschlug.

Der II. Teil war dem Werk von J. G. Görlich gewidmet, der das nahe Kattowitzer Musikgymnasium besuchte. Aufgeführt wurden u. a. Görlichs „Oberschlesische Sonate für Kontrabaß und Klavier“, das Hans Lipinsky-Gottersdorf gewidmete „Oberschlesische Hochzeitslied“ und „Ich schreie wie im Traum“ nach Text von dessen Gattin, Minne. Die Interpreten waren junge polnische Top-Musiker: Die Kulturpreisträgerin der Stadt Gleiwitz, Prof. Katarzyna Rzeszutek (Klavier), Grażyna Bieniek-Zaak (Mezzosopran), Adam Zaak (Bariton), beide Solisten der Staatsoper Beuthen, sowie Maciej Niedbal (Solokontrabassist der Philharmonie Zabrze/Hindenburg).

Polnischer Rundfunk und polnisches Fernsehen stellten den Komponisten vor. Da in den Printmedien der Region Oppeln, leider auch in den deutschen, kein Hinweis veröffentlicht wurde, rührte die Geistlichkeit von der Kanzel die Werbetrommel. Lob gab es von der Zeitung „Nowiny Gliwickie“ (Gleiwitzer Neuigkeiten) und dem Monatsmagazin von Gleiwitz. Erzbischof Nossol schickte ein Glückwunschfax. Als Gäste konnte der Komponist den Chef des „Joseph Frhr. von Eichendorff Konservatorium“, Dr. Adolf Kühnemann (Oppeln), und seine ehemaligen Schülerinnen und Schüler vom einstigen polnischen Lehrerseminar Oppeln begrüßen. Schließlich traf noch ein Tulpengebilde von Polens Sozialdemokraten im Exil (PPS) aus Deutschland an den „Brückenbauer“ ein.

Ausstellungshinweis

Breslauer Schulen. Eine Ausstellung im Breslauer Architekturmuseum

Am 27. Mai 2004 wurde in Breslau in den Räumen (ehemalige Klosterkirche) des Architekturmuseums, ul. Bernardynska 5, eine Ausstellung über Breslaus Schulgebäude eröffnet, die bereits im vorigen Jahr in kleinerem Umfang in Dresden von mehr als 2000 Besuchern besichtigt werden konnte. Die Ausstellung besteht aus zwei Teilen. Die große Schau, die mit sehr viel Engagement und Mühen von der Kustodin und Kunsthistorikerin Maria Zwierz gestaltet wurde, wird durch sechs Tafeln ergänzt, die eine kleine Projektgruppe des Dresdner Vereins HATiKVA-Bildungs- und Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur Sachsen e.V. entworfen hat und auch in Zusammenarbeit mit dem Museum hergestellt worden ist.

Mit den Zeichnungen, Grafiken, Fotos und Bildern aus den Beständen des Architekturmuseums wird der Bogen von den ältesten und ehrwürdigen Gründungen an den Kirchen zu Maria Magdalena 1267 und zu St. Elisabeth 1293 bis zu den Schulneubauten der Gegenwart gespannt. Die Akzente und Aspekte des Schulwesens zwischen 1918 und 1943 werden durch Dokumente der ehemaligen Magistratsschulverwaltung aus den Beständen des polnischen Staatsarchivs verdeutlicht. Der zeitliche Rahmen wird von den demokratischen Strukturen im Schulwesen nach der Novemberrevolution in Deutschland und dem Ende jeglichen Schulunterrichts für jüdische Breslauer Schulkinder und deren Deportation in Vernichtungslager der Nationalsozialisten bestimmt.

Zur Ausstellung wird auch ein umfangreicher Katalog herausgegeben, der mehrere Beiträge polnischer und deutscher Autoren zu verschiedenen Aspekten der Breslauer Schulgeschichte enthält. Für diesen Katalog, der vorerst nur in der polnischen Fassung herausgegeben werden kann, ist auch

eine deutsche Ausgabe vorgesehen, deren Finanzierung momentan jedoch noch nicht gesichert ist. Die Herausgeber sind dafür dringend auf finanzielle Unterstützungen angewiesen; Auskünfte können über die Stiftung Kulturwerk Schlesien erbeten werden.

„Breslauer Schulen. Geschichte und Architektur“ und „Das Breslauer Schulwesen zwischen 1918 und 1943. Akzente und Aspekte“. Breslau, Architekturmuseum, 28.5.-30.9.2004. Öffnungszeiten: Di, Mi, Fr, Sa 10-16 Uhr; Do 12-18, S. 11-17 Uhr.

Literatur

Gerhart Baron - ein Schlesier im Innviertel. Zum 100. Geburtstag am 7. Mai 2004

„Schwermutschwer Geduld muß üben,
Wem Vollendung gilt Gewinn.
Hinter Gärten zieht mit trüben
Wassern dieser Bach zum Inn.
Hinter Wiesen schwingt mit milden
Linien sich der Berg empor.
Alles mahnt mich, den Gefilden
Treu zu sein, die ich verlor!“

Als ich diese Verse zum ersten Male las, war ich fasziniert. Sie standen in einem schmucken Leinen-Band, den der rührige (inzwischen längst vergessene!) „Brentano-Verlag“ des Viktor Kubczak in Stuttgart 1955 herausgebracht hatte; und der den poetisch-sentimentalen Titel trug: „Aber das Herz hängt daran - Ein Gemeinschaftswerk der Heimatvertriebenen.“

Das ist nun fast ein halbes Jahrhundert her. Aber immer noch schwingen diese merkwürdig altertümlichen und doch so modernen Zeilen in meinem Kopf.

Gerhart Baron, „Ein Schlesier im Innviertel“, wie er diese Verse überschieden hatte, verband barocke und realistische Ausdruckskraft. Dies ergab eine überraschende oder gar verblüffende Originalität für den geduldigen Leser. Mit scheinbar müheloser Leichtigkeit ordnen sich die Erinnerungen und realen Augenblicksbilder; lösen einander ab. Und plötzlich findet sich ein Wortpaar, ein Zeilenanfang, ein Versschluß - und das Gedicht wird transparent. Wir halten betroffen inne. Verweilen. Der „geierhalsige Schmerz“, von dem Gerhart Baron in einem seiner Gedichte schreibt, zuckt uns selber durch „Geblüt und Bein“:

„Geht der Bergwald stolz und felsig
In der Wolken Schweigen ein,
Zuckt ein Schmerz schon geierhalsig
Durch Geblüt mir und Gebein:
Hinterm Zaun von Vaters Garten
Sanft begann der Zauberwald
Meiner Kindheit, meines harten
Lebens reine Traumgewalt.

Garten schwankt voll Lilienstengeln,
Blitzerblühen Türkenbunds.
Glocke tanzt mit goldnen Schwengeln,
Ruft verzückten Gloriamunds.
Und wo Margaritenschnee mich
Wie ein Rausch umfängen hält,
Dort beim Aveluten seh ich
Meine Mutter knien im Feld.“

Aber der Lyriker Baron wäre kein Oberschlesier, wenn nicht zugleich auch das trunkene und festesfrohe Treiben jenes munteren Volkes in seinen Gedichten aufbrechen würde; dieses bizarre und verwirrende Farbenspiel des oberschlesischen Landes im Wechsel von Grün und Grau, von Rot und Schwarz; die lebensfrohe und zuweilen liebestolle, über die Stränge schlagende Art der Menschen, in deren Mitte Gerhart Baron am 7. Mai 1904 in Heydebreck, als Ältestes von zehn Kindern eines früh verstorbenen Post-schaffners bäuerlicher Herkunft geboren wurde.

In einem seiner schönsten Gedichte, „Altoberschlesisches Flösserlied“ betitelt, faßt Baron sein Heimerlebnis emphatisch, von realen und imaginären Bildern durchwebt, zusammen:

„Die Schlange schläft auf grün und goldnem Ei.
Die wilde Ente streicht am Schilf vorbei.
Wie dampft der Strom! Die Sterne säten Tau.
Der Biber wacht und hütet seinen Bau.
Die Nacht entflieht, in der wir trostlos sind.
Um Weiden tanzt der junge Morgenwind.
Die Wellen murmeln, rote Feuer lohn.
Stoß zu, stoß zu, o Bruder Wäldersohn!“

In seiner oberschlesischen Heimat, die er unablässig besingt, besucht er die Volksschule. Eine abgebrochene Uhrmacherlehre, stets Studiensehnsüchte, die zu damaliger Zeit niemals realisiert werden konnten, prägten seinen autodidaktischen Lebensweg. Neun Jahre Fabrikarbeit in Oberschlesien und in Österreich, dazu in verschiedenen Zeiten ein Jahrzehnt Arbeitslosigkeit, hinterließen Spuren, nicht nur im Gedicht.

„Lob der Arbeit“ heißt ein 1954 entstandenes Gedicht:

„Wo sich Turbinen drehen
Bei Tag und Nacht allstund,
Und Fördertürme stehen
Auf reicher Flöze Grund;
Wo Gleis an Gleis minutenweis
Die Züge fernhin jagen,
Im Mühsalkreis sich legt so leis
Ein Tag zu andern Tagen - : ...“

Dort ist mit Schweiß und Schwere,
Uns allen nothaft nah,
Dort ist der Arbeit Ehre,
Der Arbeit Gloria! ...“

Einiges von seinen Träumen und Hoffnungen konnte Baron ein gutes Jahrzwölft lang im Büchereiwesen verwirklichen; als Bibliothekar an verschiedenen Arbeiterbibliotheken. Ab 1933 war er als Volksbibliothekar in Hindenburg tätig, und später als Bibliothekar am Stadtarchiv in der Eichenborff-Stadt Neisse, wo ihn die Nationalsozialisten 1936 absetzten. 1937 entging er in Oppeln „durch Zufall“ dem KZ. Fünf Jahre war Baron als Soldat „im Osten“ und wurde noch im März 1945 bei Fürstenberg an der Oder schwer verwundet (Verlust des rechten Auges).

Nach dem Kriege ging Baron, aus US- und englischer Kriegsgefangenschaft entlassen, 1946 nach Oberösterreich zu Verwandten seiner Frau, die von 1945 bis 1950 in der schlesischen Heimat verbleiben mußte, und die erst nach jahrelangen Bemühungen die Ausreisegenehmigung von Beuthen O.S. nach Österreich erhielt.

Seit 1955 bis zu seiner Pensionierung war Baron als Archivar der Arbeiterkammer in Linz an der Donau tätig. Wegen seiner Verdienste um die deutschsprachige Arbeiterdichtung wurde ihm 1964 der Berufstitel „Professor“ verliehen.

Gedichte geschrieben hat Gerhart Baron lebenslang. Die ersten erschienen bereits 1918; danach, verstreut in Zeitschriften und in Anthologien, finden sich immer wieder seine Verse; so in der von Karl Bröger 1925 herausgegebenen Sammlung „Jüngste Arbeiterdichtung“; in einer „Katholische(n) Anthologie“ 1929; im „Almanach der Dame“ 1936; und in den Sammelbänden „Ausfahrt - Junge Balladendichtung“ 1937; „Neisse - Stimmen einer Stadt“ 1938; „Das neue Lied der Heimat“ 1941 - bis es dann kurz vor Kriegsende (1944) gelang, im renommierten „Rütten und Loening-Verlag“ (Potsdam) einen eigenen Gedichtband unter dem Titel „Ankunft - Oberschlesische Gedichte“ herauszubringen.

Nach dem Krieg ergab sich die gleiche Situation. Wir finden in fast allen schlesisch oder „östlich“ tendierten Auswahlbänden und Anthologien die Gedichte des Gerhart Baron. Sein ungebrochenes Nachkriegsschaffen kulminierte dann in einer sehr ansprechenden „Freundesgabe“ von Karl Schodrok, auf dessen Initiative hin bei Josef Habel in Regensburg 1964 der Band „Die Wiedergeburt - Achtzig Gedichte“ (Endgültige Ausgabe) erschien, den der Autor seiner Frau Margarete widmete, und in dem alte und neue Gedichte Aufnahme fanden.

In seiner „Geschichte der Literatur Schlesiens“ urteilt Arno Lubos über Gerhart Baron: „Zu loben ist, daß Baron sehr oft nicht in die lieblichen Töne der Heimatkünstler einstimmt, daß er sowohl eine härtere Sprache findet als auch vom Bildlichen her eine natur-echte Atmosphäre zu geben weiß. So wird eine durchaus eigenständige oberschlesische Dichtung offenbar, der es gelingt, Spezifisches der heimatischen Landschaft auszudrücken, ohne übermäßig auf fremde Anleihen angewiesen zu sein.“

Im Sommer 1969 schrieb er mir: „Drei unvollendete große Balladen, neben anderem, bedrücken mich sehr. Wenn ich sie fertig vor mir liegen hätte, könnte schon mein drittes Versbuch mit vierzig neuen Gedichten erscheinen.“

Der leider aussterbenden Ballade war Baron sehr zugetan. Er hat sich immer wieder in dieser schwierigen Dichtform versucht, so z. B. in der Ballade von „Wassermanns Hochzeit“. Sie beginnt:

Einst kehrte ein wilder Wassermann
im Oderkretscham ein.
Er freute sich der kühlen Kann'
Und lud das Dorf zum Wein ...
Da hub ein Tanzgewoge an,
Das liedbeflügelt ging,
Bis stundenspät dann Weib wie Mann
In Weines Netzen hing ...

Im Sommer 1976 besuchte uns Gerhart Baron mit seiner Frau in Kassel. Sein Eintrag im (zumeist gemiedenen!) „Gästebuch“ lautet: „Hinter meinem lieben guten Alexander Ecklebe (Komponist) meldet sich nun, hier in Kassel in der Behausung Jochen Hoffbauers, am Abend des 21. Juni 1976, nach soviel anregenden und auch humorvollen Gesprächen, Gerhart Baron; geschrieben am Balkon, herzlich dankend für die Gedichte; auch in Zukunft, im Gedenken an das verlorene Eichenblatt Schlesiens, verbunden bleibend.“ Gerhart Baron hatte jene Bescheidenheit, die manchmal den Menschen eigen ist, die um ihre einfache Herkunft wissen, ohne sie zu verleugnen. Sein Leben war geprägt und gezeichnet durch die Erschütterungen und Katastrophen dieses ausgehenden Jahrhunderts. Er war durchaus ein Kind seiner Zeit. Und ein Kind seiner geliebten oberschlesischen Heimat.

An unser durchaus auch kontroverses, kritisches „Balkongespräch“ von Damals denke ich gern zurück. Gerhart Baron war kein Konformist, er hatte zu den Dingen des Lebens und speziell zu der von ihm verehrten Literatur seine eigenen Ansichten. Aber niemals überschritt er die Grenzen der Toleranz. Und er besaß eine Gabe, die leider immer seltener wird: Er konnte zuhören und auch eine andere Meinung gelten lassen.

Nicht lange nach diesem Kasseler Besuch, am 7. März 1978, ist er dann in Linz an der Donau gestorben.

Es gäbe wohl keinen besseren und trefflicheren „Nachruf“ auf ihn, als den Schluß seines eingangs zitierten Gedichtes vom „Schlesier im Innviertel“:

„Gall und Essig nicht im Schwamme,
Keine Bitternis so groß,
Schicksal nicht mit Hechelkammer
Reißt mich von den Wurzeln los:
Denn ich bin, seit ich entstamme
Schlesiens süßem Mutterschoß,
Seines Herzens Purpurflamme,
Sein Gewissen makellos.“

Jochen Hoffbauer

Bruderzwist im Landhaus. Gerhart Hauptmanns Schreiberhau-Fragmente

Im August 1890 unternahmen die Brüder Carl und Gerhart Hauptmann (32 und 28 Jahre) mit ihren jungen Frauen Martha und Marie eine Wanderung von Flinsburg aus über den Hochstein, hier der höchste Punkt des Gebirges, nach Schreiberhau. Von der Schönheit des Riesengebirges hingerissen und berauscht, beschlossen die Ehepaare, hier Fuß zu fassen. Sie entdeckten ein Bauernhaus, zu dem ein 32 Morgen großer Park gehörte. Mit Unterstützung von Vater Robert, der den Umbau überwachte, wurde Gerhart neuer Besitzer. Am 3. August 1891 konnten die Familien hier einziehen, jede in eine Hälfte. Für den Dichter wurde noch ein höher gelegener Arbeitspavillon errichtet, mehrere seiner wichtigsten Dramen, so „Die Weber“ und „Der Biberpelz“, entstanden hier. Doch schon bald kam es zu Spannungen, bereits nach einem Jahr wurden die Verbindungstüren geschlossen. Die Ehekrise des Jüngeren beendete das unerfreulich gewordene Zusammenleben, im Herbst 1904 löste der Dichter seinen Haushalt auf.

Über das gestörte Verhältnis der Brüder, seine Ursachen und Wirkungen ist schon viel geschrieben worden. Ausgebrochen ist der „tragikomische Bruderzwist“ in Schreiberhau. Aber die gemeinsame Zeit sei „trotz fast täglicher Unstimmigkeiten nicht ohne schöne, lichte ja köstliche Stunden und Tage gewesen“ („Zweites Vierteljahrhundert“ 1938). Auf die Vorgänge ist Gerhart Hauptmann zu unterschiedlichen Zeiten in autobiographischen Fragmenten eingegangen. Wir wollen sie nicht nach der Entstehungszeit,

sondern nach dem gespiegelten Zeitraum vorstellen. Vom Entschluß zum Hauskauf, den Verhandlungen mit dem Besitzer handelt das Prosafragment „Das Landhaus zur Michaelismühle“ (CA XI, S. 175-201). Es entstand im Mai 1908, der Familienname ist hier John. Hauptmanns Alter ego heißt Peter. Die sechs ausgeführten Kapitel führen noch nach Berlin, wo der erfolgreiche Maler in seinem Atelier Freunden und Gästen sein neues aufsehenerregendes Werk vorstellt. Mutter John warnt vor dem Hauskauf, sie kennt ihre Söhne, hält sie für „viel zu ideal“, sie glaubt nicht, daß erwachsene Geschwister „dauernd beieinander sein könnten“. Auch bezweifelt sie, daß der Ältere, aus dem Schweizer Universitätsbereich kommend, auf die Dauer zufrieden wäre – dieser Auffassung ist auch dessen Frau (aber sie schweigt).

Ein kurzes dramatisches Fragment ist „Das Richtfest“ vom Dezember 1943 (CA IX, S. 734-738). Es gibt nur eine Szene, die in der Mittagspause spielt. Die Brüder Hinz und Kunz geraten in Streit. Es geht zunächst um abgeschnittene Rosen, der jüngere hätte fragen müsse, das sei „gemeiner Vernichtungstrieb“, dazu habe er kein Recht, „denn das Haus gehört mir wie dir“. Hinz entgegnet, daß er es bezahlt habe und im Grundbuch eingetragen sei. Das bestätigt auch der hinzukommende Vater. „Ihr wollt mit euren Familien das Haus beziehen: wie soll das werden“. Das Haus abkaufen kann Kunz nicht, er habe schlecht gewirtschaftet, nur Hinz verdient viel, „seine Arbeit floriert“. Als die drei Jungen von Hinz lärmten, ihr Vater droht, sie „gründlich beim Wickel zu nehmen“, regt sich der Bruder über diese „fürchterliche Rohheit“ auf, und natürlich paßt ihm auch nicht, daß von der Linde vor seinem Fenster einige Zweige abgeschnitten wurden („direkt abgeschnoren“ sei der Baum). In Überlegungen für die Fortführung fallen die Stichworte „Tragikomik“, „Gang-und-gäbe-Idealismus“, aber auch „vielleicht baut sich eine grauenvolle Satire hin“.

„Im Landhaus der Brüder Carstens“ (CA IX, S. 554-561) entstand 1916 und umfaßt wieder nur eine Szene. Im Gespräch zwischen Erasmus (Gerhart) und seiner Schwester Melitta geht es zunächst um den Kinder-Konflikt. Der Bruder habe sich nicht in deren Erziehung einzumischen. „Er hat sich, zum Donnerwetter noch mal, nicht dazwischenzustellen, wenn ich es für notwendig halte, sie zu strafen.“ Es untergrabe seine Autorität, wenn er ihn zum wilden Mann, zum Popanz mache. Er unterstreicht, daß treue Freundschaft vorhanden war, doch zusammenzuziehen sei Wahnsinn gewesen, „weit mehr als Torheit“. Die Frau des Bruders beklagt die Entscheidung, aus der Schweiz, wo man ihn den geborenen Universitätslehrer nannte, hierher gezogen zu sein: „Was soll Wolfgang hier ohne Bibliotheken ... ohne den Apparat einer Hochschule anfangen?“ Der Vater kommt zu Fuß, freut sich über die Wasserleitung („ein Haus ohne Wasser ist wie ein Haus ohne Seele“), lobt das spottbillige Riesengrundstück, das ja von Erasmus bezahlt und auf seinen Namen eingetragen sei. Melitta glaubt, daß der nicht vorauszu sehende Erfolg des jüngeren Bruders Wolfgang das Gleichgewicht geraubt habe. Er werde niemals Professor, aber würde bald einen mindestens so großen Erfolg wie Erasmus haben. Dessen Frau erzählt, daß dieser eine wunderbare Sache unter der Feder habe, ein dramatisches Werk, wozu ein Freund schöne Musik komponiere (Hannele). Der Vater wird eingeladen, über Nacht zu bleiben, aber er verabschiedet sich. Die Brüder begraben den Konflikt – vorläufig.

Von dem eigentlichen Problem kann man in den Aufzeichnungen „Zweites Vierteljahrhundert“ von 1938 lesen: „In einer peinlichen Unruhe will er immer den Vorrang des älteren Bruders behaupten. Empörung, wenn wir in unserem Flügel Besuche erhielten, die in seinem nicht vorsprachen – noch mehr, wenn Sommergäste und Passanten kamen, die mich sehen wollten. Er wurde dann auch gegen sie grob.“ Vielleicht der Höhepunkt: „Er gönnte mir nichts und gönnte mir alles, aus einem Zustand heraus, den man vielleicht verschmähte Liebe nennen kann. Ich hätte ihm mögen – dann würde er befriedigt gewesen sein – alle meine kommenden Werke und Erfolge zu Füßen legen. Als er wieder einmal durch seine unsägliche Reizbarkeit einen Paroxysmus heftigen Zwistes entfesselt hatte, fragte ich ihn: ‚Hast du etwa meine bisherigen Dramen geschrieben, Carl?‘ – ‚Ja,‘ schrie er, ‚ja! Ich hab‘ sie geschrieben!‘ So hatte sich Carl in meine Wesensart und mein Wesen fast bis zum Verlust seiner eigenen Persönlichkeit hineingefühlt. Diese von ihm bis zur Krankhaftigkeit gepflegte Gleichsetzung meiner und seiner Person hat das gemeinsame Wohnhaus in Schreiberhau hervorgerufen.“

Von einem dramatischen Fragment über ein späteres Treffen der drei Brüder und ihrer Familien zum Weihnachtsfest 1897 liegen drei Ansätze mit jeweils anderen Namen vor (CA IX, S. 263-291). Vermutlich 1903 entstand das erste: „Familientag. Erster Akt“. Im Landhaus unterhalten sich Christian (Carl) und seine Schwester Melitta über das vom erfolgreichen Architekten-Bruder Helmuth veranlaßte Familientreffen. Von ihm sind drei Ki-

sten mit Delikatessen gesandt worden, was Christian entwürdigend findet. Auch daß in sein Haus („Hier wohne ich nämlich“) eingeladen wurde: „Hier könnte ich doch jemanden einladen.“ Die Schwester wendet ein, daß das Haus doch beiden gehöre. Dann kommt die Familie des ältesten Bruders Peter (4 Kinder) aus Bremen; sie erzählen, daß sie in Berlin von Helmuth mit einem Landauer abgeholt und quer durch die Stadt zum Görlitzer Bahnhof gefahren wurden. Peter ist sehr leidend, aber aufgekratzt fröhlich, der Arzt Rasmussen gibt ihm höchstens noch ein Jahr. Für Helmuth wird ein Berg Post gebracht, er sucht einen Brief heraus, ist danach merklich aufgeheitert. Er und seine Frau mit den Kindern leben getrennt. Melitta tröstet sie. „Sicherlich kommt alles noch mal ins alte Gleis. Ich kenne Helmuth, ich bin seine Schwester.“ Nach fröhlichem Durcheinander geht es zum Kaffee ins Nebenzimmer. Helmuth und Rasmussen, ein alter Freund, bleiben zurück. Rasmussen fragt, was ihm fehle. Helmuth erklärt, daß ihm früher wohler war, als er seine Entwürfe erst im Kopf und wenig Einnahmen hatte. Ein unsichtbarer Strom, andere Erfahrungen trennten ihn von den anderen. „Hier ist soviel schwere Vergangenheit“.

Ein neuer Ansatz entstand zwischen 1904 und 1907. Es handelt sich um zwei kurze Szenen eines 1. Aktes. Diesmal unterhält sich Hedwig (Martha) mit ihrer Schwägerin über die Zahl der Gäste, die Sitzordnung, die Ankunftszeiten. Die Wohnung war lange nicht geheizt. „Ja, es wird Trubel werden.“ Zweite Szene: Walter (Carl) tritt ein. Helmuth sei sicherlich auf die Idee des Familientreffens gekommen, nachdem er Peter und die Seinen in Altona besucht hatte. Er freut sich, daß Vater und Peter sich wiedersehen. Für den leichtsinnigen Peter haben alle hingeopfert. Helmuth sorgt für seine Schwester, das nennt Walter dessen Pflicht und Schuldigkeit. Er wolle nicht ungerecht gegen ihn sein. „Ich weiß, was er ist ... aber er kann einem auch was antun, Teufel noch mal!“ Hedwig nimmt ihm übel, was er ihrer Schwester angetan hat: „Die andere ist jünger, das ist der Umstand.“ Walter findet das unerquicklich: „Lassen wir das.“

Der dritte, zweiteilige Ansatz unter dem Titel „Das Gastmahl“ wurde 1914 und 1915 geschrieben. Diesmal ist ein Personenverzeichnis vorausgestellt (8 Erwachsene, 7 Kinder). Erasmus (Gerhart) fragt, wie es dem Bruder geht. Der erklärt, still gelebt und gearbeitet zu haben. Beide freuen sich über das Treffen, von wem die Idee stamme, sei gleichgültig. Robert (Carl) zeigt sich pikiert, daß die Festtafel in der Hälfte des anderen gedeckt ist, daß er EBwaren geschickt und sogar einen Koch mitgebracht hat. Alles ohne ihn zu fragen: „Krasse Eingriffe“. Erasmus' Frau kommt mit den drei Söhnen, stürmische Begrüßung, natürlich fragen sie: „Warum ist Papa so selten bei uns?“. Dann erscheint der kranke Älteste mit seiner Familie, wortreicher, humorvoller Auftritt. Er ist recht erschöpft nach 22stündiger Bahnfahrt („bei seinem Zustand war das ein Wagnis“). Er soll sich erst einmal hinlegen und sich erholen. Der zweite Text spielt im Landhaus am Neujahrsabend. Im Gespräch von Schwester und Schwägerin geht es um den kranken Franz und seinen Konflikt mit dem Vater wegen des Bremer Geschäftsdebakels. „Franz läuft blind in sein Verderben und zieht uns alle mit“, wird er zitiert. An den alten Groll rührten sie beide nicht. Der Vater kommt, er erklärt aber, nur Prosit Neujahr sagen, umgehend zur Mutter zurück zu wollen. Er findet auch, daß der Familientag eine gute Idee vom einladenden Bruder sei: „Er hat ja auch schöne Erfolge draußen ... Paul (Carl) strapaziert sich auf einem verkehrten Weg ab“. Er möchte vor allem die Enkel sehen und wünscht, daß auch Paul und seine Frau noch Kinder bekommen („Kinderloses Haus, ödes Haus“). Der antwortet, man habe ja die Kinder der Brüder.

Das sind die um den Schreiberhau-Zwist kreisenden Fragmente aus Gerhart Hauptmanns Nachlaß: alles Anfänge. Wie es weitergehen könnte, sollte, verrät nur ein im Tagebuch Frühjahr 1940 notierter Entwurf in 5 Akten mit „nahezu tragischem Ausgang“. Er wird von Peter Sprengel in seinen Untersuchungen zum Werk Gerhart Hauptmanns „Die Wirklichkeit der Mythen“ (1982) erstmals wiedergegeben, die den Titel tragen „Bruderliebe, Bruderhaß“ und lauten: „1. Akt: Hausbau. 2. Akt: Wohnung. Zwei Familien. Kinder – Neid, Zwist. 3. Akt: Trennung, Hauszank. Z(wist?) wegen Haus. 4. Akt: Vaters Tod, furchtbare Entzweiung. 5. Akt: Mord am jüngsten Bruder, oder Mordversuch: glaubt, er sei tot – er will sich töten. Die Entlastung.“ (GH Hs 87, 6r)

Als die Novelle „Sonnenwanderer“, die erste Prosaarbeit Carl Hauptmanns, unter Pseudonym erschien, war Gerhart davon entzückt und gratulierte ihm dazu. Er sei glücklich, ihn nun auf dem gleichen Wege zu sehen, und hoffte, daß er es nun nicht mehr nötig hätte, ihn zu beneiden. „Leider, die Hoffnung erfüllte sich nicht.“ Zeitlebens blieb der ältere, trotz thematischer und formaler Berührungspunkte speziell der Dramen, in der öffentlichen Wirkung und der Kritik hinter dem jüngeren Bruder zurück. Bis zu

seinem Tode am 4. Februar 1921 lebte und arbeitete er in Schreiberhau, schuf hier fast sein ganzes umfangreiches Werk, von dem jetzt eine Gesamtausgabe zu erscheinen beginnt. „Ich glaube nicht, daß er mit irgend jemand in der Welt schicksalhafter verbunden gewesen ist als mit mir“, schrieb Gerhart Hauptmann über ihn und bedauerte, daß er ihm „während langer Jahrzehnte vermöge seines Selbstbestimmungsrechtes und der strengen Forderungen seines intelligiblen Charakters absichtlich ferne stand.“

Heinz Dieter Tschörtner

Neue Gerhart-Hauptmann-Blätter

In der Ausgabe I/2004 der Gerhart-Hauptmann-Blätter wird an die Erstveröffentlichung aus dem Fragment „Das Hirtenlied“ vor 100 Jahren erinnert. Diese „tiefe, edle, von raffaelischer Schönheit umgebene Werke“ nennt Felix A. Voigt „eines der klassischen Fragmente unserer Literatur“. Es folgen Beiträge über Alfred Kerrs Interpretation der „Dramaturgie des Mitleids“ bei Hauptmann und Thomas Manns Rezeption einiger seiner Versdramen. Vorgestellt wird die Neuausgabe von Gerhart Pohls Bericht „Bin ich noch in meinem Haus?“ und ein gewichtiger Sammelband mit Texten und Briefen Erhart Kästners über den Dichter, der zeitweise sein Sekretär war. Es folgen Untersuchungen über Hauptmanns Werk im Bertelsmann Verlag 1952 bis 1960 und das Protokoll eines Gesprächs von Prof. Peter Sprengel mit jüngeren Germanisten. Den Abschluß bilden wieder Hauptmann-Nachrichten.

Heinz Dieter Tschörtner

Schlesisches Geschichtsblatt Nr. 41 - 2004 Mitteilungen des Vereins für Geschichte Schlesiens e.V.

Die Namensgebung für städtische Volksschulen in Breslau zwischen 1919 und 1933

Das Breslauer Schulwesen ist in ganz besonderer Weise mit seinen weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannten höheren Schulen verbunden. Das Gymnasium St. Maria-Magdalena, gegründet im Jahr 1267, und das auf eine 1293 gegründete Trivialschule bei der St. Elisabeth-Kirche zurückzuführende Elisabethgymnasium zeugten seitdem von Breslaus Ruf als - wie man heute vielleicht sagen würde - „Stadt der Bildung“. Nach und neben diesen ehrwürdigen Einrichtungen hat sich in der Odermetropole im Verlaufe der Jahrhunderte ein Schulwesen herausgebildet, das den Höhepunkt seiner Entwicklung zweifelsohne in der Zeit der Weimarer Republik erreicht hatte.

1919 verfügte Breslau über ein einheitliches städtisches Schulwesen aus öffentlichen und privaten Volks-, Mittel- und höheren Schulen. Neben den öffentlichen Volksschulen, die sämtlich in städtischer Trägerschaft waren, bestanden auch Mittel- und höhere Schulen in staatlicher Trägerschaft. Weiterhin existierte eine relativ große Anzahl unterschiedlich strukturierter privater Schuleinrichtungen. Wenn auch die Anzahl der sie besuchenden Schülerinnen und Schüler gegenüber denjenigen, die auf die öffentlichen Volksschulen gingen, gering war, so spielten gerade die Privatschulen eine nicht unwesentliche Rolle auch im städtischen Bildungswesen und darüber hinaus im Kulturleben. Einen weiteren Bestandteil des Schulwesens stellten außerdem die sog. Vorschulen dar. Das waren im damaligen Verständnis Bildungseinrichtungen, die auf den Besuch von Gymnasien bzw. Lyzeen vorbereiteten. Vorschulen gab es als private Einrichtungen, an den höheren Schulen und als besondere Klassen an städtischen Schulen.

Der folgende Rückblick, der hinsichtlich der Namensgebungen an Volksschulen nicht beansprucht, vollständig zu sein, ist jedoch ausschließlich den städtischen Volksschulen gewidmet. Sie bildeten den Schwerpunkt des öffentlichen Schulwesens, das von etwa 94 % aller Kinder im schulpflichtigen Alter besucht wurde. Die öffentlichen Volksschulen und die durch sie vermittelte Volksbildung gehören, wie auch die berühmten höheren Schulen, zum deutschen kulturellen Erbe und gleichsam zum kulturellen Erbe der Polen, die heute in Breslau leben.

Am 1. April 1919 existierten in Breslau 147 Volksschulen, die von 29.980 Schülern und 31.679 Schülerinnen in insgesamt 1.378 Klassen besucht wurden. Bei der damals gesetzlich vorgeschriebenen siebenjährigen Schulpflicht wurde der Unterricht von 1.447 Lehrerinnen und Lehrern einschließlich Direktoren erteilt. Diese 147 Volksschulen wiederum gliederten sich in 69 Knabenschulen, 71 Mädchenschulen und sieben gemischte Volksschulen bzw. in 86 evangelische Schulen mit 888 Klassen und 60 katho-

liche Schulen mit 486 Klassen. Nur eine Schwerhörigenschule, die über vier Klassen verfügte, war konfessionell gemischt.

Im administrativen Sinne waren die Schulen Verwaltungsstruktureinheiten, die in ca. 50 Schulgebäuden untergebracht worden waren. Diese Schulhäuser waren größtenteils im städtischen Besitz und weitestgehend gleichmäßig und dem Bedarf entsprechend im Stadtgebiet verteilt. Dadurch wurden im allgemeinen vertretbare Schulwege für alle Kinder gewährleistet. Das bedeutete, daß sich in einem Schulgebäude in der Regel mehrere Schulen befanden, und manche Schulen wiederum waren auf mehrere Gebäude verteilt. 88 Schulen bestanden aus nur sieben Klassen, 31 besaßen je Klassenstufe zwei Klassen, elf Schulen verfügten über insgesamt zwölf Klassen, die restliche 17 stellten mit Klassenzahlen zwischen acht und 18 mehr oder weniger Sonderfälle dar.

Zurückgehende Geburtenzahlen, die wirtschaftlich bedingte Sparpolitik des Breslauer Magistrats, aber auch die Verlängerung der Schulzeit auf acht Jahre, Veränderungen in der Siedlungsstruktur, Eingemeindungen usw. führten in den nachfolgenden Jahren zu verschiedenen Änderungen im Schulnetz. Es kam zu Schließung und Zusammenlegung von Volksschulen aber auch entsprechend dem gewachsenen Bedarf zum Neubau von Schulgebäuden.

Die offizielle Bezeichnung einer Volksschule bestand aus drei Teilen: der Angabe der konfessionellen Zugehörigkeit, „Knaben-“ oder „Mädchenschule“ und einer Nummer, an der die konfessionelle Zugehörigkeit erkennbar war. Evangelische Schulen waren mit den Ziffern 1–89 und katholische mit I–LXVIII gekennzeichnet. Vor allem in der Erinnerung ehemaliger Schüler, aber auch im damaligen Schulleben war dagegen die Bezeichnung der Schule nach dem Straßennamen (als sog. Standortname) in der Regel stärker im Gebrauch als die offizielle (strukturelle) Schulbezeichnung. In Berichten ehemaliger Schüler, die z. B. eine der vier Schulen im Gebäudekomplex Siebenhufener-/Reichstraße besucht haben, wird als Schulbezeichnung in der Regel „Reichschule“ angegeben. Ähnlich verhält es sich bezüglich der Schulen, die im Gebäude Menzelstraße untergebracht waren. Es ist dabei oft von der „Menzelschule“ die Rede, obwohl weder dieses Schulgebäude noch eine darin befindliche Schule jemals offiziell den Namen „Menzelschule“ erhalten hatte. In mehreren Büchern, z. B. im Breslauer-Lexikon von G. Scheuermann, aber auch bei M. Łagiewski „Breslauer Juden 1850 – 1944“, steht, daß „die Menzelschule“ die jüdische Schule gewesen sei. Richtig ist lediglich, daß in diesem Gebäude von der im Aufbau befindlichen privaten höheren jüdischen Schule des (konservativen) jüdischen Schulvereins zeitweilig einige Räume (wahrscheinlich nur zwei) vom städtischen Schulamt gemietet worden waren. Außerdem hatte der Schulverein zu gleicher Zeit einen Raum im Nebengebäude der Schule am Minoritenhof gemietet und durfte sich einen Teil des Flures im Obergeschoß der „Menzelschule“ als Behelfsraum abtrennen. Offensichtlich haben die Lage am jüdischen Friedhof Lohestraße und die überlieferten Anzeigen in Zeitungen, in denen der Jüdische Schulverein für den Besuch seiner Schule warb, zu diesem Irrtum beigetragen.

Ab 1923 sind Bemühungen und Diskussionen nachweisbar, daß auch an Volksschulen, so wie das an den höheren Schulen seit Alters her üblich war, Eigennamen verliehen wurden. Vor allem waren es Wünsche der Schulen bzw. der Schulleiter, um Anerkennung ihrer besonderen Leistungen bzw. der von ihnen geleiteten Schulen. Zugleich war es die Möglichkeit der Magistratsschulverwaltung und der Kommune, ihre Selbständigkeit gegenüber den Landesbehörden zum Ausdruck zu bringen und Persönlichkeiten zu ehren, die sich im kommunalen Bereich verdient gemacht hatten.

Nach Diskussionen im März 1926 kam es dann bald zu einem Beschluß in der Sitzung der Schuldeputation, dem Magistrat den offiziellen Antrag vorzulegen, die Evangelische Mädchenschule 9, die gemeinsam mit den Mädchenschulen IV und 24 und der katholischen Knabenschule III im Schulhaus Brockauer Straße ihren Sitz hatte, nach dem verstorbenen Magistratsschulrat und vorherigen Rektor Paul Rüpprich, der am 19. Januar 1926 gestorben war, in **Rüpprich-Schule** zu benennen. Zugleich wurde für die evangelische Knabenschule 82, die gemeinsam mit der Mädchenschule 71 und der gemischten Schule 86 in der Kriskche-Straße ihren Sitz hatte, beschlossen, ihr nach dem ebenfalls verstorbenen Bürgermeister Dr. Hans Trentin (1868–10. März 1926), den Namen **Trentin-Schule** zu geben. Bei gleicher Gelegenheit wurde dann noch der evangelischen gemischten Volksschule 70, Kleinburgstraße 35/37, die sich unter ihrem Rektor Hermann Gramatte als Reformschule bereits viel Anerkennung erworben hatte, nach dem Schulreformer Hugo Gaudig (1860 – 1923) der Name **Gaudigschule** verliehen. Das (noch heute genutzte) Schulhaus am südlichen Ende der Kleinburgstraße würde nur von der Schule 70 genutzt. Damit erhielten zu-

gleich die Schule und das Gebäude den Namen, der in den folgenden Jahren bis Ende Januar 1933 zum „Markenzeichen“ einer in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerten Schule wurde. Sie entsprach als gemischte Einrichtung mit einer größeren Klassenzahl und als Neubau nach dem Ersten Weltkrieg (Baugenehmigung vom 13. August 1925) der modernen Pädagogik. Daher wurde sie auch von Kindern katholischer und jüdischer Eltern besucht. 1932/1933 besuchten 130 Schüler den jüdischen Religionsunterricht. Rektor Hermann Gramatte (DDP) genöß als Reformpädagoge hohes Ansehen. Wegen seiner Haltung und betont demokratischen Einstellung wurde er nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten aus dem Amt und aus dem Schulwesen getrieben.

Im Zuge dieser Namensgebungen wurde in der Schuldeputation auch diskutiert, der Schule XLII (Posener Straße) einen, wie es wörtlich hieß „Reformnamen aus dem Werk Pestalozzis“ zu geben. In der Sitzung am 24. November 1926 einigte man sich schließlich für die Schule XLII auf den Namen **Overberg-Schule**.

Im Rahmen der in Breslau nach der Novemberrevolution sehr ausgeprägten Bemühungen um eine Schulreform spielten die Hilfsschulen eine große Rolle. Im Verständnis des reformorientierten Breslauer Lehrervereins sollten diese Schulen vor allem leistungsschwächere Schüler durch besondere Förderung an das Niveau der anderen heranbringen. Diese Schulen sollten nach ihren Vorstellungen als „B-Klassen“ wie (normale) Volksschulen geführt werden. Diese Reformbemühungen blieben aber vor allem aus Kostengründen in Ansätzen stecken. Gegen Ende der 20er Jahre gab es dann seitens der Elternschaft intensive Bemühungen, eine weniger diskriminierende Bezeichnung der Schulen zu finden. So beschloß die Schuldeputation am 29. Februar 1928 die Hilfsschule 6 **Wäldchenschule**, am 10. Oktober 1928 die Hilfsschule 9 **Julius Werner-Schule** und am 28. Januar 1931 die Hilfsschule 3 **Mischke-Schule** zu nennen.

Zuvor hatte am 21. September 1927 die Schuldeputation sich mit der Namensgebung einer weiteren besonderen Schulform befaßt. Nach den Intentionen der Kräfte, die mit der Novemberrevolution auch eine Reform des deutschen Schulwesens anstrebten, sollte eine weltliche, nicht konfessionell geprägte Schule der Normalfall werden. Im Zuge der Umwandlung Deutschlands in eine demokratische Republik wollte man das bisherige vom Kaiserreich geprägte Obrigkeitsstaatsdenken und die übergewichtige Rolle der Kirchen in Bildungsfragen überwinden. Ein Schritt in diese Richtung war die Abschaffung der kirchlichen Oberaufsicht über das Schulwesen und die Verankerung der Religionsfreiheit in der Verfassung sowie damit die Einstufung des Religionsunterrichts in ein wahlfreies Fach. Bekanntermaßen hat sich für die konsequente Trennung von Schule und Kirchen im Zuge der Erarbeitung der Weimarer Verfassung keine Mehrheit ergeben. Die Verfassung (§§ 146, 147) ließ daraufhin weiterhin die konfessionellen Schulen zu. Zu einem Reichsschulgesetz, das in dieser Frage endgültig Klarheit bringen sollte, kam es im Rahmen des sog. Weimarer Schulkompromisses in der Weimarer Republik nicht mehr. Damit blieben die nun offiziell zulässigen konfessionell ungebundenen Schulen, die im Deutschen Reich nach 1920 vielerorts Simultanschulen hießen, die Ausnahme. Die Bezeichnung Simultanschule ergab sich, weil sie für Angehörige insbesondere der beiden (Haupt-) Religionen offen war. In Breslau setzte sich aber der Name Sammelschule durch. Bis Ende 1932 entstanden in Breslau insgesamt acht Sammelschulen, die neben Kindern, deren Eltern sich von ihren Religionen bzw. Kirchen losgesagt hatten (Dissidenten), auch nach wie vor Kinder gläubiger evangelischer, katholischer oder jüdischer Eltern besucht wurden. Bei aller Ablehnung dieser „gottlosen“ Schulen gemeinsam durch die katholischen und evangelischen Kirchenvertreter Breslaus sowie die konservativen wie auch liberalen Rabbiner der Breslauer Synagogengemeinde, machte der liberale Rabbiner Dr. Vogelstein am 21. September 1932 die Feststellung, daß sich antisemitische Feindseligkeiten nur an konfessionellen, „nicht aber an den religionslosen Schulen abgespielt haben“.

Die Befürworter dieser Schulen, deren Stellung in der Schuldeputation von den Vertretern der Bekenntnisschulen vielfach attackiert wurden, gelang es am 21. September 1927 dennoch, die Mehrheit der Deputation dazu zu gewinnen, der Sammelschule 2 den Namen **Hacks-Schule** zu geben. Damit wurde der vormalige (leitende) Magistratsschulrat Dr. Jacob Hacks (SPD, † 6. Januar 1920) geehrt, der bereits in der Kaiserzeit mit viel Anerkennung von allen Seiten die Magistratsschulverwaltung von Breslau geführt hatte.

Sein Nachfolger, Dr. Amandus Lauterbach (DDP), der dieses Amt bis zu seinem Rauswurf durch die Nationalsozialisten Anfang 1934 inne hatte, lehnte am 20. Mai 1931 mit der Mehrheit der Mitglieder der Schuldeputation Breslaus den Antrag, dem Schulhaus Liegnitzer Straße den Namen

„Hindenburg-Schule“ zu geben, „aus grundsätzlichen Bedenken“ ab. Dabei spielten sowohl die Tatsache, daß der vorgeschlagene Namensgeber noch lebte, als auch die politischen Verhältnisse eine Rolle, da es in der Schuldeputation keine Mehrheit der politisch rechts Orientierten gab.

Die Namensgebung, die zuvor für den Schulneubau in Zimpel mit **Friedrich-Ebert-Schule** erfolgt war, hatte sich auch auf das gesamte Schulgebäude bezogen und neben der Ehrung für den verstorbenen ehemaligen Reichspräsidenten auch die politische Orientierung der Schuldeputation unter Dr. Amandus Lauterbach zum Ausdruck gebracht.

Am 2. Dezember 1931 wurde nach längerer Diskussion beschlossen, der Volksschule X, eine katholische Mädchenschule auf der Trinitatis-Straße, den Namen **St. Elisabeth-Schule** zu genehmigen. In diesem Falle wurden – sicherlich auch wegen der Gefahr der Verwechslung mit dem „Elisabetgymnasium“ – ausdrücklich im Protokoll der Sitzung der Schuldeputation auch die Gegenstimmen genannt. Als weitere Unterscheidung mag vielleicht auch gelten, daß der Name der Volksschule mit „th“ zu schreiben ist, im Gegensatz zum Namen des Gymnasiums, das offiziell nur ein „t“ führt.

Der Beschluß der Schuldeputation vom 20. Januar 1932, dem Schulhaus Steinstraße, in dem je zwei evangelische Schulen für „Knaben“ und „Mädchen“ untergebracht waren, den Namen **Stein-Schule** zu geben, stellte gegenüber der bisherigen Praxis eine Ausnahme dar, sollte aber offensichtlich der Beginn der offiziellen Vergabe von Namen an Schulgebäude werden.

Am 14. September 1932, in einer der letzten Sitzungen der Schuldeputation (das demokratische Gremium tagte nach dem 30. November 1932 nicht mehr und wurde Ende 1933 offiziell abgeschafft), wurde mit der Volksschule LV, einer katholischen Knabenschule im Bereich des Schulgebäudekomplexes an der Arletiusstraße, letztmalig unter demokratischen Verhältnissen im deutschen Breslau ein Namen vergeben: **Robert-Sabel-Schule**.

Roland B. Müller

Wirtschaft

Neuerscheinungen zur Geschichte der Grafschaft Glatz

Vertreter dreier Nationen, Deutsche, Polen und Tschechen, interessieren sich für die Geschichte der ehemaligen Grafschaft Glatz, die bis 1742 zu Böhmen, bis 1945 zu Preußen/Deutschland und seit 1945 zu Polen gehört(e). Das Interesse führte in den letzten zwei Jahren zu einem Boom historischer Werke zur Geschichte der Grafschaft Glatz. In kurzer Folge sind seit 2002 sechs Publikationen zur Geschichte des Glatzer Landes erschienen, darunter vier Quellensammlungen, eine Festschrift (die ebenfalls einen Quellenteil enthält) sowie eine Dissertation, die sich mit dem Thema der Visualisierung von Herrschaft im Zeitalter der Rekatolisierung befaßt und dies, in vergleichender Methode, an den Beispielen Rom und Schlesien darlegt. In der Folge ihres Erscheinens sind dies:

- František Musil, Piotr Pregiel: Chrestomatia k dějinám Kladska [Chrestomatia zur Geschichte von Glatz]. Kladský sborník - 3. Supplementum, Hradec Králové 2002, 333 S., ISSN 1214-1046.

- Joseph Kögler: Die Chroniken der Grafschaft Glatz. Bd. 5. Die Chroniken der Dörfer, Pfarreien und Grundherrschaften des Altkreises Neurode. Neu bearbeitet von Dr. Dieter Pohl, Köln 2003: Dr. Dieter Pohl Verlag (= Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz. Neue Folge Reihe A: Ortsgeschichte Band 5), 382 S., ISBN 3-927830-19-4, € 43,-.

- W kraju Pana Boga. Źródła i materiały do dziejów Ziemi Kłodzkiej od X do XX. wieku. / Im Herrgottsländchen. Quellen und Materialien zur Geschichte des Glatzer Landes vom 10. bis zum 20. Jahrhundert. Opracowali/Bearbeitet von Arno Herzig und Małgorzata Ruchniewicz, Kłodzkie Towarzystwo Oświatowe 2003, 597 S., ISBN 83-916830-3-6 (bereits vergriffen).

- Kronika Klasztoru Kanoników Regularnych (Św. Augustyna) Kłodzku / W Cronica Monasterii Canonicorum Regularium (S. Augustini) in Glacz [Die Chronik des Klosters der regulierten Chorherren in Glatz]. Wydafi/Edidit Wojciech Mrozowicz, Wratislaviae MMIII, 371 S., ISBN 83-909164-8-7.

- Arno Herzig (Hg.): Glaciographia Nova. Festschrift für Dieter Pohl, Hamburg: Wissenschaftlicher Verlag Dokumentation und Buch 2004, 358 S., ISBN 3-934632-05-X, € 39,90.

- Jens Baumgarten: Konfession, Bild und Macht. Visualisierung als katholisches Herrschafts- und Disziplinierungskonzept in Rom und im habs-

burgischen Schlesien (1560-1740), Hamburg, München: Dölling & Galitz 2004, 325 S. (= Hamburger Veröffentlichungen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas Band 11) € 29,80.

Zu den einzelnen Veröffentlichungen: Die „Chrestomatie“ (was soviel heißt wie „nützliches Lernen“) erschien als 3. Supplementband der Reihe 'Kladský sborník', die seit 1993 von der gemeinsamen tschechisch-polnischen Glatzer Kommission am Institut der Geschichtswissenschaften der Universität Hradec Králové (Königgrätz) herausgegeben wird. Die „Chrestomatie“ entstand in Zusammenarbeit des tschechischen Historikers František Musil und seines polnischen Kollegen Piotr Pregiel mit dem Ziel, nicht nur Historiker sondern auch Lehrer, Studenten und Schüler anzusprechen. Der Band bietet eine gelungene Darstellung von 135 Quellentexten zur Glatzer Geschichte vom 12. Jahrhundert bis zum Jahr 1998, je nach Entstehungszeit bzw. historischem Umfeld in lateinischer, deutscher, tschechischer, polnischer oder französischer Sprache (so ist beispielsweise John Quincy Adams' Bericht von seiner Reise durch das Glatzer Land in der Originalsprache wiedergegeben). Für den deutschen Benutzer bietet das Verzeichnis der Dokumente (S. 266-280) in Regestform eine Wiedergabe der Quelleninhalte in deutscher Sprache. Die Urkunden sind weitgehend gedruckten Quellensammlungen entnommen, ein kleinerer Teil der Quellen wird erstmals aus Archivfonds veröffentlicht (Einleitung S. 17).

Mit dem fünften Band der Chroniken der Grafschaft Glatz beschließt Dieter Pohl die von ihm 1992 initiierte Neuedition des Köglerschen Werkes. Der Band versammelt Quellentexte zur Kirchengeschichte und zu den Besitzverhältnissen in den Dörfern, Pfarreien und Grundherrschaften des Altlandes Neurode. Diese von Joseph Kögler vor 200 Jahren erarbeiteten Ortsgeschichten sind heute für deutsche, polnische und tschechische Historiker wichtige Quellen zur Geschichte der Grafschaft Glatz. Sie gehören, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt, aber auch in den öffentlichen Bibliotheken von Glatz zu den von jungen Lesern meist gefragtesten deutschsprachigen Werken (S. 11). Das verweist auf ein breites Interesse an der Geschichte der Grafschaft Glatz über den Kreis derjenigen hinaus, die sich professionell mit Geschichte befassen. Der Band ist, wie die Vorgängerbände auch, mit historischen Abbildungen und zeitgenössischen Fotografien illustriert. Das Werkverzeichnis der veröffentlichten Arbeiten Joseph Köglers, ein Überblick über Archive und Bibliotheken mit ihren Beständen zur Grafschaft Glatz sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzen die Quellensammlung, ein Personen- und deutsch/polnisch-polnisch/deutsches Ortsverzeichnis runden die Edition ab.

Unter dem schönen Titel „Im Herrgottsländchen“ bieten die Herausgeber Arno Herzig (Universität Hamburg) und Małgorzata Ruchniewicz (Universität Breslau) dem Leser eine umfangreiche Quellensammlung zur Geschichte des Glatzer Landes vom frühen Mittelalter bis zum Jahr 1946. Beide Herausgeber haben den Quellentexten je eine umfangreiche zweisprachige Einleitung vorangestellt, in der sie die von ihnen ausgewählten Quellen in einem historischen Überblick einordnen: „Geschichte des Glatzer Landes vom Mittelalter bis zum Untergang des Alten Reiches (1806)“ von Arno Herzig (S. 26-40) und „Die Geschichte des Glatzer Landes im 19. und 20. Jahrhundert“ von Małgorzata Ruchniewicz (S. 69-100). Beide Beiträge zeigen in anschaulicher Weise, daß das „Herrgottsländchen“ nicht nur eine gesegnete Landschaft war, sondern auch eine mit einer wechselvollen Geschichte, die die Bewohner vor Kriegen, wirtschaftlichen Krisen, Hungersnöten und Vertreibungen nicht verschonte. In dem Beitrag der polnischen Historikerin Małgorzata Ruchniewicz, die die neuere Geschichte des „Herrgottsländchens“ darstellt, werden die Vertreibungs- und Umsiedlungsmaßnahmen am Kriegsende, von denen Deutsche wie Polen betroffen waren, in einer sachlichen und konzisen Art dargestellt, die die Erfahrungen der beiden Seiten gleich berücksichtigt. Die Quellentexte liegen in deutscher oder lateinischer Sprache und in polnischer Übersetzung vor. Dies gilt nicht für die Texte in polnischer Sprache aus dem 19. Jahrhundert und den Jahren nach 1945. Hier ist der Leser auf die Einführung angewiesen. Da die erste Auflage, das heißt 400 Exemplare, bereits an den polnischen Interessentenkreis verkauft ist, steht zu erwarten, daß bei diesem bekundeten Interesse, eine zweite folgen wird. Es wäre schön, wenn dann der ansprechend gestaltete Band auch die ausstehenden Übersetzungen der polnischen Quellen enthielte.

Das Original der Chronik des Klosters der regulierten Chorherren zu Glatz galt, ebenso wie eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Kopie, bis vor 20 Jahren als verschollen. Es grenzt daher an ein Wunder, daß 1980 die Originalhandschrift wieder entdeckt wurde und die seit dem 19. Jahrhundert immer wieder angemahte Edition nun realisiert werden konnte. Dem Breslauer Mediävisten Wojciech Mrozowicz ist die wissenschaftlich kor-

rekte Edition dieser wichtigen Quelle zu verdanken, mit der er sich jahrelang befaßt hat. Die Chronik besteht dem Herausgeber zufolge aus zwei ungleichmäßigen Teilen. Der erste umfangreichere Teil wird dem achten Propst des Glatzer Klosters, Michael Czacheritz aus Neisse (geb. um 1420), zugeschrieben, der zweite, kleinere Teil der Chronik ist vermutlich von dem zehnten Propst des Klosters, Georg Beyer († 1504) verfaßt worden (S. XXX/XXXII). Im Aufbau ähnelt der erste Teil der Chronik einer gesta abbatum, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert verbreitet war (S. XXXIII). Der zweite Teil der Chronik hat mehr den Charakter eines Memorialbuches. Inhalt der Chronik sind die Ereignisse innerhalb des Klosters, die Klosterregeln und ihre Befolgung, liturgische Fragen, „Biographisches“ zu den Chorherren sowie die Beziehungen zwischen dem Bischof und dem Prager Kapitel, den päpstlichen Legaten und zu anderen Bischöfen (S. XXXV). Insgesamt vermittelt die Chronik einen Eindruck von den Erneuerungsbewegungen der Kirche im 15. Jahrhundert wie den politischen Ereignissen dieser Zeit.

„Glaciographia Nova“ lautet der Titel der Festschrift, die Dr. Dieter Pohl zum 70. Geburtstag überreicht wurde. In Anlehnung an die erste historiographische Darstellung der Grafschaft Glatz, die „Glaciographia oder Glätzische Chronika“ des Georg Aelurius, widmen sich die 15 Beiträge dieser Festschrift der Geschichte des Glatzer Landes. Vom Mittelalter bis zur heutigen Zeit wird der Bogen der Grafschafter Geschichte gespannt, und sie wird unter den unterschiedlichsten Gesichtspunkten behandelt und betrachtet: quellenkritisch, kartographisch, sozialgeschichtlich, literarisch, politisch, kirchengeschichtlich, biographisch und volkskundlich. In mehreren Beiträgen wird bisher unveröffentlichtes Quellenmaterial verarbeitet, ein umfangreicher Abbildungsteil präsentiert Ansichten der Stadt Glatz aus vier Jahrhunderten. Die polnischen Forschungswege in kommunistischer und nachkommunistischer Zeit erläutern im abschließenden Überblick zwei polnische Grafschafter. Die Beiträge, die sich vielfach auf die Arbeiten des Jubilars beziehen, zeigen in ihrer inhaltlichen Vielfalt, welche unterschiedlichen Einflüsse die Geschichte dieses Landes und seine Kultur bestimmten und die Menschen prägten.

Mit der Disziplinierung der Gläubigen über die ästhetische Wirkung von Bildern befaßt sich die Dissertation von Jens Baumgarten. In den Jahren nach dem Konzil von Trient, das 1563 zu Ende ging, entwickelten katholische Theologen eine Bildtheorie, die zusammen mit Predigtanweisungen das Band zwischen den Gläubigen und der katholischen Lehre neu befestigen und stärken, die Gläubigen aber auch in ihrer Lebens- und Glaubenshaltung disziplinieren sollte. Praktisch umgesetzt wurde diese Konzeption, an der Jesuiten federführend beteiligt waren, zuerst in Rom. Dies bildet den ersten Teil der Arbeit von Baumgarten. Wie das römische Modell von den Habsburgern im 17. Jahrhundert in ihrem schlesischen Herrschaftsgebiet angewandt wurde, legt der Autor im zweiten Teil seiner Arbeit dar. Die Habsburger übernahmen mit Hilfe der von ihnen geförderten Jesuiten das römische Konzept, modifizierten es für ihre Belange und inszenierten Repräsentation, Frömmigkeitspraxis mit und für den Betrachter zur gezielten Lenkung und Kontrolle. Die rechte, d. h. im Sinne von katholischer Kirche und Herrscherhaus richtige bildliche Darstellung, sollte den Rekatolisierungsprozeß forcieren, die Bildung einer konfessionellen Identität unterstützen und das schlesische Herrschaftsgebiet mit dem Haus Habsburg einheitlich im Katholizismus verbinden. Baumgarten zeigt die Praxis an den Beispielen Glatz (Jesuitenkirche) und Breslau (Universitätskirche, errichtet nach dem römischen Vorbild der Mutterkirche Il Gesù) sowie an der sogenannten ephemeren Architektur, d. h. an den Festdekorationen zu den Feierlichkeiten im Laufe des liturgischen Jahres und den Trauer-Aufbauten im Rahmen der Exequien des Hauses Habsburg. Daß diese Strategie der Habsburger langfristig erfolgreich war, zeigt die Treue zum katholischen Glauben in Schlesien auch nach der Ablösung dieses Herrscherhauses 100 Jahre später.

In der Zusammenschau aller sechs Publikationen zur Geschichte der Grafschaft Glatz wird nicht nur das (Forschungs-) Interesse an dieser Landschaft und seiner Geschichte deutlich, es zeigt sich auch, wie sehr die einzelnen Publikationen sich ergänzen und dem Leser dadurch ein facettenreiches Bild bieten. Daß die Forschung nicht nur von deutscher Seite betrieben wird, sondern ihre Erweiterung und Ergänzung durch polnische und tschechische Forschende erfährt, kann als Musterbeispiel für eine (ost-)europäische Forschungslandschaft gesehen werden, innerhalb derer Forschung und Diskussion nicht nur Ergebnisse erzielt, sondern auch hoffen läßt, daß dadurch das gegenseitige Verständnis gefördert und die Zusammenarbeit unter den Historikern aller drei Länder intensiviert werden wird.

Christine Schatz

Schlesischer Bücherwurm

Über jede Buchhandlung, nicht jedoch über die Stiftung Kulturwerk Schlesien können die hier angezeigten Bücher in der Regel bezogen werden.

Günter Tiggesbäumker: Das Herzogliche Haus Ratibor und Corvey (Deutsche Fürstenhäuser 5) Börde-Verlag, Werl 2001, 32 S., 10 Abb., Euro 4,55. ISBN 3-9807740-0-7.

Der Leiter der Fürstlichen Bibliothek Corvey stellt in dieser Broschüre das Herzogliche Haus Ratibor und Corvey vor. Über eine komplizierte Erbschaftsangelegenheit gelangten 1834 das schlesische Herzogtum Ratibor und das westfälische Mediatfürstentum Corvey an das Haus Hohenlohe-Schillingsfürst, dessen Erbprinz Viktor 1840 vom preußischen König zum ersten Herzog von Ratibor und Fürsten von Corvey ernannt wurde. Dieses war die Geburtsstunde der heutigen Familie, die in fünfter Generation Eigentümer der ehemaligen Reichsabtei Corvey ist. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wohnte die herzogliche Familie in ihrem Stammschloß Rauden, einer ehemaligen Zisterziensersabtei in einem kleinen Flecken nordöstlich der Stadt Ratibor. Dort befand sich im Stadtschloß die Hauptverwaltung der Herzoglich-Ratibor'schen Besitzungen, auch die Verwaltung des Fürstentums Corvey. Heute ist die Herzogliche Kammer in Corvey angesiedelt.

Manfred Spata

Benedykt Zientara: Heinrich der Bärtige und seine Zeit. Politik und Gesellschaft im mittelalterlichen Schlesien. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 17). R. Oldenbourg, München 2002, 412 S., 1 Plan, 2 Karten, Euro 39,80. ISBN 3-486-56615-6.

1975 erstmals in polnischer Sprache erschienen, liegt dieses Buch nun endlich in deutscher Übersetzung vor. Es bietet eine Biographie des schlesischen Herzogs Heinrich I. (1201-1238) im Sinne einer „histoire totale“, in der die historischen Prozesse im Zeitalter der Hauptperson in ihrer ganzen Komplexität dargestellt werden sollen - und diese Absicht ist gelungen. Nach einer Charakterisierung des 13. Jahrhunderts wird die innere Entwicklung Schlesiens im Rahmen der deutschen Ostsiedlung vorgestellt, wobei deutlich wird, daß Heinrich die Besiedlung zu deutschem Recht einerseits förderte, andererseits aber im Interesse seiner Herrschaft am alten Abgabe- und Dienstleistungssystem festhalten mußte. Außenpolitisch strebe er, als Enkel des ersten polnischen Seniorherzogs nur natürlich, nach der Vorherrschaft in ganz Polen, das er zu nahezu drei Vierteln in seiner Hand vereinte. Das beste Kapitel des Buches ist sicherlich die eigentliche Biographie Heinrichs des Bärtigen (S.313-332). Es müßte mehr Bücher dieser Art mit sozialhistorischem Ansatz zur Geschichte Schlesiens geben!

Adam Organisty: Joseph Langer (1865-1918). Ein schlesischer Maler, Konservator und Sammler [Ausstellung der Kunstwerke aus dem Museum für historischen Hausrat zu Münsterberg]. Modulus Verlag: Kraków 2002, 64 S. ISBN 83-87539-10-4.

Ders.: Joseph Langer 1865-1918. Katalog der Werke aus den Sammlungen des Museums für historischen Hausrat in Münsterberg. Agencja Reklamowa Padjas: Kraków 2002, 152 S., 68 farb. Abb. ISBN 83-905938-3-1.

Joseph Langer, 1865 in Münsterberg geboren und Ende des Kriegsjahres 1918 in der Landeshauptstadt Breslau verstorben, verband tätige Denkmalpflege mit schöpferischer künstlerischer Tätigkeit. Sein Wirken in Schlesien geriet in Vergessenheit, bis sich ein junger Krakauer Kunsthistoriker seines Wirkens und Schaffens annahm. Ausgehend vom Nachlaß Langers, der 1937 als Stiftung an das Münsterberger Museum gelangte, teilweise die Kriegs- und Nachkriegszeit überdauerte und dann zum veränderten Museumsprofil wenig passend einer weiteren Öffentlichkeit unbekannt blieb, hat Adam Organisty seit 2001 in mehreren Veröffentlichungen die vielfältigen Schaffensbereiche dieses Lehrers an der

Stiftung Kulturwerk Schlesien, Postfach 11 04 25, 97031 Würzburg PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, B 06760

Breslauer Kunst- und Kunstgewerbeschule bekannt gemacht. Dabei kommt Erstaunliches und Beachtliches zutage. Eine Ausstellung, die u.a. 2001 in Jauer und dann 2002 anlässlich des Heimattreffens der Münsterberger auch in deren Patenstadt Bielefeld, Ortsteil Brackwede, gezeigt wurde, beinhaltete wichtige Exponate von Langers Kunstsammlung aus mehreren Jahrhunderten sowie seines eigenen Œuvres. Der Ausstellungskatalog stellt den Künstler, seine Zeit und Wirkungsfelder sowie die einzelnen Leihgaben vor.

Der Münsterberger Sammlungskatalog gibt ebenfalls eine zweisprachige Einführung zu Joseph Langers Wirken, besitzt eine erläuternde Chronologie seines Schaffens und besteht zu zwei Dritteln aus dem leider nur polnisch kommentierten Verzeichnis seiner im Münsterberger Museum heute noch verfügbaren Werke.

Beiden Veröffentlichungen sind zahlreiche Abbildungen beigegeben, die eine gute Orientierung von Vorhaben des in fast allen Landteilen Schlesiens wirkenden Künstlers zu geben vermögen. Langer war einerseits ein in seiner Zeit moderner Künstler, der Möbel, Textilverlagen sowie Gemälde in verschiedensten Techniken und Sujets schuf. Andererseits war er ein bedeutender Restaurator, der Fresken wichtiger bekannter (Piazenmausoleum Liegnitz, Kloster Leubus, Universität Breslau) wie unbekannter Bauwerke restaurierte. Für das epochale „Bilderwerk Schlesischer Kunstdenkmäler“ des Provinzialkonservator Hans Lutsch (1903; ND durch Hans von Goltschek 1979 ff.) war er neben seinem Zeitgenossen Hugo Ulbrich der maßgebliche Zeichner von Baudetails. Auf die Dissertation von Organisty darf man gespannt sein, besonders, wenn es gelingt, die aktuelle Befundlage in den von Langer betreuten profanen und kirchlichen Baudenkmalern einzubeziehen und dadurch eine weitergehende Rekonstruktion des Werkes dieses schlesischen Künstlers in einer stilistischen und wirtschaftlichen Umbruchszeit erreicht werden kann.

Stephan Kaiser

Barbara Skoczylas-Stadnik: Friedenskirche in Jauer (Jauer). Wydawnictwo Edytor: Legnica 2002, 64 S., Euro 6,-. ISBN 83-88214-36-5. [Bezug: Haus Schlesien, Bibliothek, Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter]

Seit der Erhebung der Jauerschen Friedenskirche zum Welterbe der UNESCO nimmt auch das publizistische Interesse an deren Präsentation zu. Den recht bekannten Kenntnisstand ihrer Entstehung und baulichen Gestalt einem breiteren jüngeren Publikum nahezubringen, ist die Zielsetzung eines mit EU-Mitteln finanzierten Projektes in der Euregio Neiße/Nysa. Dazu legt die Jaueraner Kunsthistorikerin eine durchgehend farbig illustrierte Schrift vor, die mit den wesentlichen Fakten in übersichtlicher Form bekannt macht. Die einleitenden Bemerkungen zum Wert des kulturellen Erbes, die Erkenntnisse („Die Denkmalpflege gibt Zeugnis von der Kultur der Nation“) und Schlußfolgerungen („Wir und unsere Mitwelt sollen und können die historischen Sehenswürdigkeiten der Vergessenheit entreißen“) sind wegweisend und Zeugnis für die gedeihliche Entwicklung des Zusammenwirkens auf einem gemeinsamen Weg. Ausführlich wird der Ablauf bis zur Übereichung

der Welterbeurkunde in einem Festakt im September 2002 beschrieben. Leider wird im Text, der stellenweise in deutscher Wortwahl und Grammatik eines letzten Schliffes bedürft hätte, einige Verwirrung durch die veränderliche Personen- und Ortsnamensnennung hervorgerufen. So wird der für die Baupläne der Friedenskirche verantwortliche Breslauer Festungsbaumeister abwechselnd in den Varianten Albrecht von Säbisch, Albrecht Säbisch, Albert Säbisch, Albert Saebisch sowie in einem Porträtstich in latinisierter Form als Albertus de Sebisch tituliert.

Stephan Kaiser

Armin Müller: Meine schlesischen Gedichte. Bergstadtverlag W. G. Korn: Würzburg 2003, 80 S., Euro 9,90. ISBN 3-87057-255-8.

Unter dem Titel „Meine schlesischen Gedichte“ hat Armin Müller eine Auswahl seiner in Erlebnissen und Gedanken mit Schlesien und dem Nachkriegsschicksal dieses Landes verknüpften Verse zusammengestellt. Und er beschenkt damit den Leser gleichsam aus Anlaß seines 75. Geburtstages, wurde der Dichter doch 1928 in „dem alten Schweidnitz“ geboren. Das Bändchen ist ein schönes lyrisches Seitenstück zu seinem zeitgeschichtlichen Roman „Der Puppenkönig und ich“ und seinen unter dem Titel „Klangholz“ ebenfalls im Bergstadtverlag W. G. Korn veröffentlichten Erzählungen.

Hartmut Gimmler, Gerlinde Gimmler und Wolfram Hartung: Julius Sachs in Briefen und Dokumenten. Teil 1: 1832-1868 (Materialien zur Bibliographie und Biographie von Julius Sachs 1832-1897. Bd. 10) Julius-von-Sachs-Institut für Biowissenschaften der Universität, Würzburg 2003, 224 S., 14 farb., 68 sw. Abb. ISBN 3-00-011721-0.

Julius Sachs ist einer der berühmtesten Schlesier des 19. Jahrhunderts. Hervorzuheben am vorliegenden Band ist entsprechend die Breslauer Zeit von 1832 bis 1851, die auch das Breslauer Tagebuch berücksichtigt. Und bemerkenswert sind die Prager Jahre, die den Breslauer jungen Botaniker zum ehemals Breslauer Physiologen Johann Evangelist Purkinje führten und ihm die Möglichkeit zur Habilitation eröffneten.

Gundolf Keil

„Schlesischer Kulturspiegel“ ISSN 1437-5095

Herausgeber und Verlag:

Stiftung KulturWerk Schlesien, Kardinal-Döpfner-Platz 1, 97070 Würzburg; Postfach 11 04 25, 97031 Würzburg, Tel. 09 31/5 36 96; Fax 09 31/5 36 49; e-mail: kulturwerk-schlesien@t-online.de

Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Redaktion und Layout: Dr. Ulrich Schmilewski
Texterfassung: Anja Weismantel
Nachdruck von Beiträgen und Wiedergabe von Abbildungen nur mit schriftlicher Genehmigung und Quellenangabe.

Regelmäßige Zusendung erfolgt auf schriftliche Bestellung beim Herausgeber und gegen eine Spende auf Konto-Nr. 02 36 000 bei der Deutschen Bank AG Würzburg (BLZ 790 700 16)

Techn. Herstellung: main-rundschau druck + satz, 97076 Würzburg, Telefon 09 31/2 79 77-0